

# DEUTSCHE RUNDSCHAU

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

UNTER MITWIRKUNG VON

PAUL FECHTER U. EUGEN DIESEL

E. J. Jung: *Deutschland ohne Europa* / R. P.: *Europa ohne  
Humanität* / M. Claar: *Japan und Abessinien* / P. Fechter:  
*Trägheit des Denkens* / P. Weber: *Polnische Bedrohung der  
evangelischen Freiheit* / E. Diesel: *Gibt es nationale Technik?*  
H. F. Blunck: *Zwillinge* / Norbert Jacques: *Reise im Fieber*

10. JAHRGANG / FEBRUAR 1934

INZELHEFT 1.50 RM

PRO JAHR 15 RM

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG

# INHALTSVERZEICHNIS

		Seite
EDGAR J. JUNG	Deutschland ohne Europa . . . . .	73
R. P.	Europa ohne Humanität? . . . . .	79
*	Lebendige Vergangenheit . . . . .	82
MAXIMILIAN CLÄAR	Japan und Abessinien . . . . .	83
ALFRED STERN	Bismarck und Garibaldi während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 . . . . .	89
NORBERT JACQUES	Reife im Fieber . . . . .	96
PAUL FECHTER	Trägheit des Denkens . . . . .	104
PAUL ORTWIN RAVE	Stätten deutscher Malkunst in Italien . . . . .	110
JULIUS MEIER-GRÄEFE	»Die Brücke zur lebendigen Kunst« . . . . .	115
HANS FRIEDRICH BLUNCK	Zwillinge . . . . .	116
EUGEN DIESEL	Gibt es nationale Technik? . . . . .	120
PETER WEBER	Polnische Bedrohung der evangelischen Freiheit . . . . .	125
LITERÄRISCHE RUNDSCHAU		
P. WENTZCKE	Bismarck und die Vereinigten Staaten . . . . .	128
D. R.	Die Propyläen-Weltgeschichte . . . . .	128
POLITISCHE RUNDSCHAU		129
VOR DEM SCHNELLRICHTER		131

---



---

## DEUTSCHE RUNDSCHAU

im Jahre 1874 gegründet, erscheint monatl. einmal am Monatsanfang  
 Einzelpreis 1.50 RM / Jahresabonnementspreis 15 RM  
 zuzüglich ortsübl. Zustellungsgebühr bzw. Postüberweisungsstellen  
 Zu beziehen durch jede Buchhandlung und jede Postanstalt

---

Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die  
 Schriftleitung, Berlin SW 68, Ritterstraße 51, erbeten. Für unverlangte Manuskripte  
 ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Anfragen ist Rückporto beizufügen

---

Verlag: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C1, Täubchenweg 17. Fernsprecher: Nr. 71246.  
 Drahtanschr.: Lexikon Leipzig. Postcheckkonto: Leipzig 53823. Postsparkassenamt Wien 156086



# Deutschland ohne Europa

## I.

Als mit dem Zerfall des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Deutschland ein rein geographischer Begriff wurde und dank seiner staatlichen Ohnmacht und seiner Mittellage zum Kriegsschauplatz Europas herabsank, begann jene Ausschaltung Deutschlands aus dem europäischen Szenarium, die auch heute noch nicht überwunden ist. Es mußte der Umweg über die Großmachtbildung Preußens gegangen werden, der auf dem Schlachtfelde von Sedan zu einem nur vorläufigen, weil kleindeutschen Ziele führte. Erfolgreicher als auf politischem Gebiete gelang die Wiedereinschaltung Deutschlands in den europäischen Gesichtskreis kulturell und wirtschaftlich: die Musik der Deutschen eroberte nicht nur Europa, sondern die Welt, die Klassik brachte in Goethe eine einmalige Erscheinung hervor. Der Aufschwung der Naturwissenschaften, der Technik und des wirtschaftlichen Unternehmertums führte das deutsche Volk zivilisatorisch in die vorderste Linie Europas.

Der Weltkrieg kann als die Belagerung der europäischen Mitte durch die europäischen Randmächte betrachtet werden, die sich zu diesem Zwecke der Hilfe der ganzen Welt versicherten. In ihm tritt die ganze zivilisierte Welt, von farbigen Hilfstruppen unterstützt, gegen die europäische Mitte an, die zu mächtig geworden war. Fast sämtliche Zugehörige zum deutschen Volkstum kämpften im Heere der Mittelmächte, das ergänzt, aber auch verwässert wird durch die kleinen westslawischen Völkergruppen, die in Osteuropa unter deutscher Führung stehen. Trotzdem kann man als Ziel des Weltkrieges die Niederrückung des Deutschlandums bezeichnen, was schon daraus erhellt, daß mit Ausnahme der Ungarn und Bulgaren die übrigen nichtdeutschen Volksgruppen sich in Versailles zu den Siegern schlugen. Sehen wir von den Magyaren und den Bulgaren ab, so bleibt das Ziel des Versailler Friedensvertrages die Konstruktion eines Europa ohne Deutschland. Seine politische und wirtschaftliche Macht soll gebrochen, seine kulturelle Bedeutung (vergleiche die Hunnenpropaganda) soll geleugnet werden. Deutschland ist als unpolitische Menschenreserve Europas gedacht. Es soll aus der Geschichte gewissermaßen ausscheiden, die Führung Europas soll unbestritten den Franzosen gehören.

## II.

Dieses Bild eines Europa ohne Deutschland ist so kurzfristig gesehen, wie eine „bürgerliche“ Nation wie die Franzosen dank ihrer wunderbaren geographischen Siedlungslage nur sehen kann. Mit dem Bündnis zwischen Frankreich und England hofft man die Hegemonie der weißen Rasse aufrecht zu erhalten: Frankreich regiert mit Hilfe Englands Europa und England mit Hilfe Frankreichs die Weltmeere. Daß diese Basis zu schmal ist, erkennen die Engländer rascher als die Franzosen. Wohl sucht auch Frankreich durch den Ausbau eines afrikanischen Reiches seinen Unterbau zu verbreitern, es vergißt indessen die Lehren der spätrömischen Zeit. Aber vor allem spürt England die Gefahren des fernen Ostens am eigenen Leibe und hat während des Krieges die Abhängigkeit von Amerika bitter gefühlt. Aus diesen Gründen denkt England gewissermaßen europäischer als Frankreich und widersetzt sich der gänzlichen Zerstörung der europäischen Mitte. Es möchte zwar in Europa Ruhe haben, aber keine Friedhofsruhe. Anders Frankreich, das, von dem Gefühl der biologischen Überlegenheit Deutschlands



geplagt und von der Erfolglosigkeit des Weltkrieges in seinem Gewissen beunruhigt, die spärlichen Früchte des Sieges krampfhaft festhalten möchte und sich deshalb auf die Sicherheitsparole festlegt. Daß die Zeit der französischen Vorstöße in die europäische Mitte vorüber ist, spürt allmählich jeder Franzose. Ist doch fast jeder „erlöste“ Elässer oder Lothringer mit einem französischen Toten bezahlt und haben doch diese Elässer als Dank für ihre „Befreiung“ ihre autonomistischen Forderungen erhoben. Dazu kommt die Rivalität Frankreichs mit Italien im Mittelmeer, die durch den Faschismus erhöht wird. Der mißglückte Ruhreinbruch und der von Stresemann erzwungene Rückzug der Besatzungstruppen tragen zum Begräbnis imperialistischer Hoffnungen bei. So bleibt die französische Politik negativ und beschränkt sich auf die Sicherheitstheze und die Einkreisung des Reiches im Osten durch eine Reihe kleinerer und mittlerer Staaten, die den früheren russischen Druck aus den Zeiten der Entente ersetzen soll.

Frankreichs Politik dient also nicht der Neuordnung Europas und seinem Schutze gegen den Osten, sondern einzig der Niederhaltung des Rivalen in der Hegemonie. Das politische Wunschbild der Franzosen ist nach wie vor ein Europa ohne Deutschland, wenigstens in der machtpolitischen Gruppierung.

### III.

Zwar „entdeckt“ Frankreich zwischen den Jahren 1920 und 1930 Deutschland nach dem Vorbilde der Madame de Staël. Es setzen ehrliche Bemühungen ein, das Volk jenseits des Rheins mit seiner unerschöpflichen Dynamik zu verstehen und ihm einen Platz im europäischen Kulturkreise anzuweisen. Unter der Voraussetzung, daß das Deutsche Reich westlich wird, ist man bereit, ihm ein gewisses Lebensrecht zuzubilligen. Zwischen dem Großbürgertum Frankreichs und dem Deutschlands werden zarte Fäden gesponnen, das Parlamentarierium beider Länder trifft sich in Genf, die Literaten beobachten sich gegenseitig. Das bewegte, grübelnde und marschierende Deutschland, das wie im sechzehnten Jahrhundert um neue Denk- und Lebensformen ringt, bleibt indessen dem statischen Frankreich fremd. Je bewegter Deutschland wird, um so mißtrauischer wird Frankreich. Verfügt es doch über jenes starke bürgerliche Element, welches gesellschaftlich und politisch Frankreichs Volk und Staat hält und ihm einen Zug der Beharrlichkeit verleiht, der in einem Deutschland, wo alles ins Fließen gekommen ist, gänzlich fehlt. Immerhin haben die Substanzvernichtung des Krieges und die Geldentwertung auch in Frankreich ihre verhängnisvolle Wirkung getan. Trotz seiner agrarischen Struktur kündigen sich auch bei ihm mancherlei Zerfallserscheinungen an, gibt es auch dort idealistische Strömungen, welche das parlamentarisch-kapitalistische System abwerten. Ihre Vertreter sehen die europäische Krise, halten sie nicht nur für unlösbar ohne Deutschland, sondern erblicken in ihm die entscheidende europäische Stellung. Aber auch sie leben im Bannkreis der französischen Freiheit und Menschlichkeit, von der das Leben des einzelnen Franzosen dermaßen durchdrungen ist, daß ihm vor faschistischen Vorstellungen graust. Als über das Reich die Revolution hereinbricht, sind die spärlichen Fäden wie abgeschnitten, die beiden Völker stehen sich fremder denn je gegenüber, Frankreich fällt in die Denkweise des Krieges zurück, fühlt sich stärker denn je als Wahrer des europäischen Geistes, die Politik „Europa ohne Deutschland“ erlebt ihre Wiederauferstehung.

### IV.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die europäische Stellung des Deutschen Reichs nach der Revolution unklar geworden ist. Die einen behaupten, es habe durch die Bekämpfung des Bolschewismus, der sich im Erstarken der marxistischen, ja



kommunistischen Parteien immer drohender gebärdete, seinen europäischen Vorrang bewiesen. Der Westen wendet ein, der deutsche Faschismus habe zwar die bolschewistischen Parteien beseitigt, dafür aber eine gewisse Annäherung an die politischen, sozialen und geistigen Formen Rußlands vollzogen. Wir stehen auf dem Standpunkte, daß die erhöhte Aktivität des deutschen Volkes ein Zeichen seiner Verjüngung und seines inneren Aufbruches sei. Die anderen nennen die kraftvolle Vereinfachung des deutschen Lebens eine Verleugnung der Humanität, die von der Brutalität der entwurzelten städtischen Volksmassen ausgehe. Den „Ausstand der Masse“ kann niemand leugnen. Wir halten ihn indessen für den Aufbruch des Volkes oder glauben zum mindesten, daß jener in diesen münden werde. Zwar sind Masse und Volk nicht nur zweierlei, sondern Gegensätze. Das erste ist Produkt der Entwurzelung, das letzte lebendiger und geordneter Organismus. Daß das gewollte Ziel der deutschen Revolution die neue Volksordnung auf der Grundlage von Rang und Wert ist, wird auch der Gegner nicht leugnen können. Zunächst muß aber die Gefühlsgrundlage des deutschen Volkes eine einheitliche werden, die Massen dürfen sich also nicht ausgeschlossen fühlen. Hierin liegt ein notwendiger Übergang. Daß dieser Übergang vorderhand die gehobenen Schichten mit dem Abstiege und mit der Kollektivierung bedroht, ist verständlich. Dieser Vorgang kann als lebendige Widerlegung der demokratischen Grundlehre bezeichnet werden, die auf dem Glauben beruht, die Massen zur Vorstellungswelt der Oberschicht erziehen zu können. An dieser Utopie zerbricht heute die Demokratie des neunzehnten Jahrhunderts, die entgegengesetzte Tendenz hat vorläufig gesiegt. Aber dieser Sieg ist die Voraussetzung der echten Hierarchie und der wahren Herrschaft.

Die These, Deutschland verleugne in seiner Revolution den europäischen Geist und gleiche sich dem Osten an, kann von dem nicht aufrecht erhalten werden, der den konservativen Grundzug der deutschen Revolution kennt und würdigt. Er wird sich auch durch manche Strömungen, die in entgegengesetzter Richtung laufen, in seiner Auffassung nicht beirren lassen. Wenn es Leute gibt, die in dem berechtigten Bestreben, die europäische Mitte dem westlichen Vorstellungskreise zu entreißen, nahe geistige Anlehnung an den Osten predigen, so sind dies Einzelerrscheinungen. Wer Asien bis zum Rhein ausdehnen wollte, würde gegen den Sinn der europäischen Geschichte verstoßen, der immer in der Behauptung Europas gegenüber asiatischen Anbränden bestanden hat. Rußland ist zwar in seinem Geiste östlicher denn je, es hat sein politisches Schwergewicht von Petersburg nach Moskau verlegt. Gleichzeitig steht es aber im Zeichen einer neuen westlichen Invasion, gekennzeichnet durch den materialistischen Vernunftkult des Marxismus. Der Umstand, daß Rußland heute von Staats wegen die Industrialisierung nachholt, zu welcher der russische Einzelnen mangels unternehmerischer Kräfte nicht fähig war, darf nicht als Einbruch des Westens gewertet werden. Denn auch der japanische Industriearbeiter hat seine völkische Urkraft nicht eingebüßt, so wenig wie sie der Russe verlieren wird, der in den aus der Erde gestampften neuen Industriestädten sich ansiedelt. Deshalb wird auch die russische Religiosität sich nicht ausrotten lassen, sondern neu erwachen. Wenn das deutsche Volk heute stark unter antichristlichen oder säkularisierenden Strömungen steht, so kann man die vollkommene Säkularisation als die Voraussetzung einer religiösen Wiedergeburt ansehen. Und wenn die völkischen religiösen Triebkräfte, die sich neben den Säkularisationsbestrebungen regen, heute das Christentum bekämpfen, so ist noch keineswegs gesagt, daß dieser lebendige Schuß von „neuem Heidentum“ nicht dereinst im Sinne einer Verlebendigung von der christlichen Lehre aufgefangen wird.



## V.

Damit aber kommen wir zu der entscheidenden Frage, wie sich der Geist der deutschen Revolution und der europäisch-christliche Geist zueinander verhalten. Auf der einen Seite behauptet der Westen, heute allein Europa zu repräsentieren. Er tut dies nicht auf Grund seiner christlichen Haltung, sondern seiner liberalen Wertwelt. Weil aber diese liberalen Wertmaßstäbe von der deutschen Revolution bekämpft werden, behauptet man den Selbstausschluß des deutschen Volkes aus der europäischen Front. Dies wäre richtig, würden wir uns dem Osten bedingungslos in die Arme werfen, gänzlich säkularisieren oder vollkommen verheiden. Nun steckt aber in dem Liberalismus des Westens ein Gut, welches nicht schlechtweg als liberal, sondern auch als christlich angesprochen werden muß: die Humanität. Ich weiß, daß es nicht modern ist, über diese Humanität in Deutschland zu sprechen, es sei denn in verwerfender Absicht. Nun bin ich selbst einer der ersten gewesen, die gegen den Humanitarismus Stellung nahmen und ihn als Erbübel des liberalen Zeitalters bezeichneten. Dieser Humanitarismus ist aber nicht die Humanität selber, sondern die Doktrin der Humanität, von der nachgewiesen wurde, daß sie die eigentliche Menschlichkeit zerstört. Es wäre deshalb falsch, mit dem Humanitarismus, also mit der Doktrin, die Sache selbst totzuschlagen, ebenso wie es verkehrt ist, mit dem Individuum die Persönlichkeit zu vernichten. In beiden Fällen geht das höchste Gut menschlicher Kultur, nämlich die Gottesebenbildlichkeit des Menschen, verloren.

Es gibt nun eine Gegenüberstellung von lunarer und solarer Weltauffassung, von Passivität und Aktivität, von christlicher Leidensfähigkeit und germanischer Schaffenskraft, von Dulder und Held. Diese Gegenüberstellung trifft nicht das Christentum, sondern den liberalen Humanitarismus. Die wenigen Deutschherrenritter, die das Gelübde der Besitzlosigkeit und der Keuschheit leisteten, die mit dem Schwert gegürtet schliefen und trotzdem die nordöstlichen Urwälder rodeten und einen Staat schufen, waren sicher Christen, und trotzdem keine passiven Menschen oder gar Schwächlinge. Sie stammen auch nicht von dem vielgerühmten nordöstlichen harten Boden, auf dem sie übrigens späterhin entarteten, sondern sie brachten ihre christlichen Tugenden und ihre heldische Härte mit aus dem weiten Raum des Reiches und der Christenheit. Wurde doch der Orden im Gelobten Lande gegründet und fand erst über Venedig seinen Weg nach Marienburg. So wäre es denn auch falsch, aus dem Christentum Gleichheit und Knechtseligkeit abzuleiten. Erst der Liberalismus, der diese Begriffe säkularisierte, überträgt die Gleichheit vor Gott in diese Welt. Diese Welt aber lebt nicht nur vom Helden, sondern auch vom Heiligen. Das Medium seines Geistes ist die Frömmigkeit, und der fromme Held verdankt seine Entstehung ebensosehr der harten Diesseitstüchtigkeit wie der Verantwortung gegenüber dem Jenseits. Die Heiligkeit findet deshalb ihre diesseitige Ergänzung in der Gerechtigkeit, jenem höchsten Ideal des Staatsmannes, dem sich auch eine heldische Welt nicht entziehen kann. Friedrich der Große war sicher ein Held, aber wie tief menschlich ist seine Weisheit begründet, mit der er immer wieder um gerechte und milde Entscheidungen ringt.

Georg Weippert verdanken wir die aus der Lehre von der Erbsünde abgeleitete Erkenntnis vom dialogischen und vom monologischen Menschen, dem göttlichen und dem dämonischen Prinzip. Dadurch wird uns das Wesen der Macht offenbar: sie kann gut, sie kann auch böse sein. Die innerste Weltentscheidung geht um die Frage von göttlicher und von dämonischer Macht. Stellt eine Zeit sich auf den monistischen Standpunkt und lehrt die Macht schlechthin,



so weicht sie jener Entscheidung aus, ohne die von echtem Gottmenschentum nicht mehr gesprochen werden kann. Man kann nicht einfach den Geist der Macht zum Gott machen; das wäre Dämonie. Das christliche Vorzeichen der Macht wäre dann gefallen. Gott ist Macht und Liebe, echte Herrschaft deshalb ohne Gerechtigkeit und ohne Liebe undenkbar. Wer Macht nicht in der Verantwortung gegenüber Gott ausübt, ist ein Usurpator, der vom Leben dieser Welt verschlungen wird. Die Entscheidung unserer Zeit geht darum, ob das Reich, das heißt die in Gotteskindschaft ausgeübte Herrschaft, wieder lebendig wird. Zwischen den beiden Polen der Verneinung der Macht als des schlechtweg Bösen und der Bejahung der Macht als der unverantwortlichen höchsten Instanz bewegt sich der europäische Geist in der Richtung der Macht aus Gottes Gnade, die sein Wesen ausmacht. Der russische Geschichtsphilosoph Berdjajew glaubt an eine neue Offenbarung des Christentums in diesem Geiste: „Das letzte Mysterium des Menschen erschließt sich nicht in der Knechtsgestalt Christi von Golgatha, sondern in der Kraft und Herrlichkeit des kommenden Christus. Diese aber wird denen erscheinen, die in sich durch freie Kraftanstrengung eine neue schöpferische Gestalt gewinnen. Diese neue dritte Offenbarung im Geist wird keine Heilige Schrift haben, sondern sich im Menschen vollziehen, der dann ganz frei im Schöpfertum sein wird. Sie bereitet einen neuen Himmel und eine neue Erde. Die zweite Wiederkunft Christi verlangt aktive Männlichkeit, nicht nur passive Weiblichkeit, sowie schöpferische Freiheit, die durch die Erlösung des Menschen wiedergegeben wird. Dieses Bewußtsein des Schaffens im religiös-kosmischen Sinne ist heute erst keimhaft im Entstehen begriffen; aber manches hat seine Geburt vorbereitet.“

## VI.

Sind wir uns darüber klar, worin die kommende europäische Position geistig beschlossen liegt, so ist es nicht mehr schwer, unser heutiges Verhältnis zu Europa und unsere künftige Aufgabe für Europa zu umreißen. Daß wir heute ein Deutschland ohne Europa sind, ist nicht verwunderlich. Denn der europäische Geist wird vom liberalen Westen nur insoweit verkörpert, als echte Humanität und der Drang nach einer gerechten Ordnung in den westlichen Ländern noch lebendig sind. Soweit er aber bei einem inhaltlos gewordenen Liberalismus verharret, verliert er seine Anwartschaft auf Führung in eine neue europäische Zukunft. Der zwischeneuropäische Völkergürtel, der uns im Osten begrenzt, ist zu schwach, zu uneinheitlich und zu ungeordnet, um mehr als einen Vorposten gegen den Einbruch Asiens darzustellen. Seine Verwestlichung hemmt überdies die Urkräfte seiner Volkstümer. Seine Armut an staatlicher Formerkraft macht ihn zur Kerntruppe untauglich. Diese Kerntruppe sind und bleiben die Deutschen.

Wie verhalten sich zu dieser Vorstellung die Pläne einer faschistischen „Internationale“, die heute in Rom gesponnen und gefördert werden? Es wäre eine einfache Konstruktion, das Wiedererwachen des europäischen Geistes in der faschistischen Bewegung zu sehen, von der die europäische Mitte heute durchpulst wird. Wäre dem so, so könnte man keine günstige Vorhersage für die deutsche Sendung machen. Rom als der Geburtsort des faschistischen Prinzips und als Träger der römischen Imperialidee würde zum Vorort des neuen Europa. Ein neuer Ultramontanismus kündigte sich an, der allerdings nicht im Vatikan, sondern im Quirinal sein Zentrum hätte. Es würde sich jene These, wonach Ideen an Räume gebunden sind und aus ihnen ihre Magie beziehen, neu bewahrheiten. Niemand kann leugnen, wie gefährlich die Wiederauferstehung



solcher geschichtlicher Traditionen wäre, die einen neuen Gegensatz zwischen dem mittelmeeerischen und dem zisalpinen Raum hervorrufen müßte.

Diese Gefahr der faschistischen „Internationale“ mit der entsprechenden Verlagerung des europäischen Schwergewichtes in den antiken Raum ist aber deshalb leicht vermeidbar, weil der völkische Aufbruch und die Wiederbelebung des Reichsgedankens uns hellhörig für solche Entwicklungen gemacht haben.

Dazu kommt noch eine andere Erwägung, die uns die Erkenntnis vom Wesen des Faschismus übermittelt. Solange der Faschismus nicht die Demokratie endgültig überwindet, nicht zur Hierarchie und zur Aristokratie übergeht, so lange wird er die Kraft, Europa neu zu ordnen, vermissen lassen. Er wird vielleicht imstande sein, die nationale Demokratie innerstaatlich zu festigen und dadurch mittelbar zur Verschärfung der innereuropäischen Gegensätze beitragen. Der Abbau der Grenzwälle und die Verschmelzung Europas in ein einheitlich gegliedertes Ganze bedingen aber die Abkehr von der Demokratie, weil nur die gemeinsame Wertwelt einer biologischen europäischen Oberschicht zur Wahrung europäischer Werte befähigt. Also erst dann, wenn die Volkssouveränität auch als Tribunatsprinzip abgewertet sein wird, ist Raum für die Herrschaft von Gottes Gnade. Werden die wohlbekannten Thesen von der Heiligkeit der Völkertümer, vom Hoheitsstaate, der sich auf den rein staatlichen Bereich beschränkt, vom übervölkischen Reich, von der föderativen Außenpolitik erfüllt, dann hat die Stunde für ein neues Europa geschlagen.

Ich habe an anderer Stelle einmal darauf hingewiesen, daß in Europa Völkerkriege unmöglich geworden sind, nicht weil der Europäer pazifistisch geworden wäre, sondern weil der moderne Krieg Räume verlangt, gegenüber denen die heutigen staatlichen Gebilde lächerlich klein sind. Mag sein, daß um die Hegemonie innereuropäische Konflikte ausbrechen; Vernichtungskriege europäischer Völker aber auf Grund der alten Koalitionspolitik bedeuten praktisch die Vernichtung Europas und seinen Rückzug aus der Geschichte. Will Europa heute Geschichte machen, so nur als geschichtstüchtige Einheit.

## VII.

Damit ist die Frage nach unserer Stellung in Europa schon mittelbar beantwortet. Ein Deutschland ohne Europa ist ungefährlich, solange der europäische Geist im Lager Deutschlands steht. Diese Forderung schließt in sich die Notwendigkeit, das, was am Westen europäisch ist, nämlich seine echte Humanität, nicht zu verletzen und zu verleugnen. Wenn aber aus der Mitte des deutschen Volkes eine neue Menschlichkeit emporsteigt, so wird der Humanitarismus des Westens, sein liberales Erbe, demgegenüber verblassen. Überwinden wir die Demokratie, die Masse und alle Niedrigkeiten des Lebens, bereinigen wir die Kompliziertheit unseres zivilisatorischen Seins, so werden wir Europa allmählich nicht nur geistig, sondern auch politisch in unsern Bann zwingen. Das bedingt aber, daß der Mythos des totalen, kollektivierenden, allmächtigen Staates, der als falsch verstandenes Preußentum eine gewisse Macht entfaltet, ergänzt und hinübergeleitet wird in den Mythos des Dritten Reiches. Das Reich ist die übervölkische europäische Ordnungsform; das deutsche Volk ist Stifter dieser Ordnung; die deutsche Revolution stellt dieser Stiftung die Urkunde aus. Wir müssen in dem Augenblick, in dem wir uns als Deutsche gefunden haben, die besten Europäer sein, ja, nicht nur die besten, sondern vielleicht die einzigen Europäer. Damit erfüllt sich auch der Sinn der deutschen Revolution, die als Gegenrevolution gegen 1789 übervölkisch, reichisch und damit europäisch sein wird.



# Europa ohne Humanität?

## I.

Die Tatsache, daß im Weltkriege über zwölf Millionen Menschen auf den Schlachtfeldern getötet worden sind, scheint in dem Gefühl der gesamten Menschheit für die Dauer eine so furchtbare Verheerung und Abhärtung bewirkt zu haben, daß die gesittete Menschheit in ihrer Gesamtheit ohne merkbare Erregung noch fünfzehn Jahre nach dem Krieg es anhört, daß mehr als die Hälfte der im Weltkrieg Umgekommenen im Laufe des letzten Jahres in Sowjetrußland am Hunger zugrunde gegangen ist. Millionen von Menschen sind verhungert, weitere Millionen stehen vor dem Hungertode. Hilfe war möglich. Sie ist in nur sehr unzureichendem Maße versucht worden, die Menschheit als solche hat keine Notiz davon genommen, daß Millionen Mitbrüder verreckten, während man selber noch für sich und seine Kinder ausreichendes Brot hatte.

Wir glauben aber nicht, daß eine Verrohung des menschlichen Gefühls und ein Mangel an Gefühl für den menschheitlichen Zusammenhang allein die Schuld an dieser beschämenden Tatsache tragen. Die Schuld liegt an den Leitern der Staaten, die, trotz den Erfahrungen des Weltkrieges und der Nachkriegszeit, immer noch nicht gelernt haben, in Völkern und Menschen zu denken, sondern nach wie vor in Staaten und in den Interessen der Staaten. Das wirkt besonders peinlich bei den Völkern, die sich als die gegebenen Hüter europäischer Gesittung und Kultur gebärden. Als der norwegische Ministerpräsident Nowinkel aus dem richtigen Gefühl für die ungeheure Verantwortung, die auch dieser Frage gegenüber die „Société des Nations“ (die Vereinigung der Völker, nicht der Staaten) hat, die Frage einer Hilfsorganisation für das hungernde russische Volk im Völkerbundsrat vorbrachte, gelang es ihm nur, die Behandlung der Frage in einer privaten Sitzung des Rates durchzusehen, in der ihm zynisch schließlich nur der Rat erteilt wurde, sich doch an das internationale Rote Kreuz zu wenden!

Der „Bund der Völker“ hielt sich also nicht für zuständig, Millionen hungernder Menschen Hilfe zu bringen, sondern sah und sieht mit verschränkten Armen dem Massensterben zu. Einem Sterben, das nicht nur die Unglücklichen bedroht, sondern das Herabfallen eines Volksniveaus in einen Zustand völliger Barbarei bewirken muß, und somit eine empfindliche Störung der europäischen und der Weltordnung. Die „Société des Nations“ ging mit einem Achselzucken an dem erschütternden Bericht über die wirklich bestehende Not vorüber und wollte lieber den Versicherungen der russischen Staatsmänner, die durch das Zugeben einer bestehenden Hungersnot die russische Kreditwürdigkeit bedroht sahen, Glauben schenken. Nur weil die eigenen Staatsmänner das Geschäft, das ihre Industrie in Rußland machen wollte und die politischen Vorteile, die sie aus einem Nachgeben Rußlands erreichen konnten, für höher achteten als die Gebote der reinen Menschlichkeit und der Aufrechterhaltung der göttlichen Ordnung in der Welt.

An der Tatsache der furchtbaren Hungersnot war schon im letzten Jahre nicht mehr zu zweifeln. Unbefangene Berichterstatter wie Malcolm Muggeridge im „Manchester Guardian“, J. Raffesche in der „Neuen Wiener Presse“, Pierre Vorland im „Temps“ und andere haben sich bemüht, die Weltöffentlichkeit über den wahren Zustand in Rußland aufzuklären. Ohne Erfolg. Denn die Bestrebungen des Wiener Kardinal-Erzbischofs Dr. Innitzer und charitativer Organisationen konnten ein Eingreifen der Gesamtheit der gesitteten Nationen nicht erreichen. Während noch im Jahre 1920 bei der



ersten furchtbaren Hungerkatastrophe die russischen Behörden offen ihr Bestehen zugaben und der Welthilfe die Türen öffneten, hatten sie diesmal nur ein Interesse: die Tatsache des Hungersterbens abzuleugnen, weil sich unmittelbar an deren Zugeben die Frage geknüpft hätte: wer trägt die Schuld daran? Die Beantwortung dieser Frage hätte die russischen Machthaber vor der ganzen Welt in einer durch nichts wieder gut zu machenden Weise bloßgestellt, den Glauben an das Gelingen irgendeines Fünfjahresplanes und jegliche russische Kreditfähigkeit erschüttert. Eine besonders schwere Verantwortung nahm der französische Sozialist E. Herriot auf sich, der, freilich unter dem Spott seiner eigenen Presse, nach einer russischen Reise, wie sie der selige Potemkin nicht besser hätte arrangieren können, behauptete, es gäbe in Rußland keine Hungersnot.

## II.

Das sind dieselben Staatslenker, das ist dieselbe „Société des Nations“, die es für richtig halten, Untersuchungskommissionen einzusetzen über die Zustände im deutschen Reich, weil einigen Menschen dort Gewalt und Unrecht geschehen seien. Sie halten sich für befugt, in Verhältnisse dreinzureden und ihr Verdikt zu fällen, die nichts anderes sind als die unvermeidlichen Folgen einer umwälzenden Revolution in einem Staate, dessen Regierung heroische Anstrengungen macht, die Not im eigenen Lande zu lindern. Sie halten sich nicht für befugt, einzugreifen, wenn infolge eines staatlichen Systems, das gleichfalls durch eine Revolution ans Ruder gekommen ist, Millionen und aber Millionen Menschen dem Hungertode preisgegeben werden, ohne daß die neue Revolutionsregierung willens oder in der Lage wäre, irgend etwas gegen diesen fürchterlichen Zustand zu tun. Sie ist nicht willens – denn durch eine internationale Aktion hätte geholfen werden können – und sie ist selbst nicht dazu in der Lage, weil sie durch die starre Befolgung ihres politischen Prinzips selber die Grundlagen vernichtet hat, um die Auknießer dieses Prinzips auf die Länge durchzuhalten.

Die Russen haben sich beeilt, der Welt bekanntzugeben, daß durch die neue Ernte jede Gefahr beschworen sei. Das ist eine bewußte Irreführung der Weltöffentlichkeit. Demgegenüber stellt der Moskauer Sonderberichterstatter des „Kurjer Warszawski“ fest, daß diese amtlichen Mitteilungen unwahr sind. Die neue Ernte ist durchaus nicht besonders gut, sondern stellt höchstens einen mittleren Durchschnitt dar. Sie konnte zum Teil mit den durch Hunger entkräfteten Menschen nicht mehr eingebracht werden, so daß große Getreidemengen verkommen. Der Zerfall der Landwirtschaft in der Ukraine und im Nordkaukasus ist von einer so verheerenden Wirkung, daß sogar die beste Ernte das nicht wieder gut machen kann. In der Sowjetukraine sind am 1. Oktober nur fünf Millionen Hektar Boden angebaut, also nur die Hälfte dessen, was veranschlagt war. Nicht einmal fünfzig Prozent der im Fünfjahresplan vorgesehenen Frucht konnte mehr angebaut werden. Außerdem sind die russischen Transportmittel in einem derartigen Zustande, daß überhaupt keine Möglichkeit besteht, einen etwaigen Überschuß an die Bevölkerung der Hungergebiete zur Verteilung zu bringen. Infolgedessen wird die Hungerkatastrophe im Jahre 1934 noch größere und furchtbarere Ausmaße annehmen, als es die des letzten schweren Jahres getan hat.

Die russischen Machthaber haben nur ein Interesse: die Armee und die Industriearbeiter sowie die Träger der kommunistischen Partei durchzufüttern. Ohne jede Gefühlsregung sehen sie zur Erreichung dieses Ziels dem Hungersterben von Millionen zu. Es steht weiter fest, daß die russische Regierung wegen der schweren Währungsverluste ihrer Industrie zu Schleuderpreisen, um diesen Verlust auszugleichen, Getreidemengen auf den Weltmarkt werfen muß, die ihrer eigenen hungernden Bevölkerung entzogen werden. Es macht auf sie keinen Eindruck, daß, wie ein deutscher Korrespondent feststellt, künftig in Sowjetrußland „die Brotverteilung einige Millionen



Esser weniger zu berücksichtigen“ hat. Die „Neue Zürcher Zeitung“ gibt die Zahl der allein in der Sowjetukraine umgekommenen Menschen auf etwa sechs Millionen an. Es liegen zuverlässige Meldungen über die wahren Zustände in Rußland vor, und man kann deshalb ohne jede Übertreibung die Behauptung wagen, daß die Durchführung des kommunistischen Planes bald mehr Opfer gekostet haben wird, als der Weltkrieg gefordert hat.

### III.

Es ist also damit zu rechnen, daß die Hungersnot die bisherigen Ausmaße im Jahre 1934 noch bei weitem übersteigen wird. Aber der Völkerbund hält sich für nicht zuständig. Er geht auch an der Tatsache vorbei, daß durch die Hungersnot weite Gebiete des russischen Reiches in einen Zustand schlimmster Barbarei, ja des Kannibalismus, zurückgeworfen sind. Das erscheint ihm gering gegenüber der Tatsache, daß man mit Sowjetrußland politische und industrielle Geschäfte machen kann. Die leitenden Staatsmänner der im Völkerbunde vertretenen Staaten haben dadurch offiziell als Vertreter europäischer und menschheitlicher Gesittung abgedankt. Man wird als Deutscher gut tun, in Zukunft jeden Politiker und Publizisten, der über die Verhältnisse in Deutschland sich aufzuregen für befugt hält, zu fragen: Und was haben Sie getan, um die fürchterlichen Greuel des durch die russische Regierung veranlaßten Hungertodes von Millionen von Menschen zu beseitigen und Hilfe zu bringen?

Um so mehr Bedeutung gewinnen wegen des drohenden Anwachsens der Hungersnot die Bestrebungen, auf dem Wege der Liebestätigkeit den Hungernden zu helfen. Wiederum hat der hochherzige Kardinal-Erzbischof Dr. Innitzer, Wien, die Initiative ergriffen. Er ruft wegen der erneuten Gefährdung des Lebens zahlloser unschuldiger Menschen zu einer großen humanitären Aktion auf. Sie muß sofort aufgenommen und, wenn wiederum von russischer Seite und von anderen unter russischem Einfluß stehenden Stellen die Tatsache der Hungersnot bezweifelt wird, eine unparteiische Kommission in die Hungergebiete entsandt werden. Mit dem Kardinal-Erzbischof gemeinsam arbeiten die „Europäische Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen“, der „Weltverband für internationale Freundschaftsarbeit durch die Kirchen“, das „Ukrainische Hilfskomitee für die Hungernden in der Sowjetukraine“, das „Russische Hilfskomitee für die Hungernden in der Sowjetunion“, der deutsche Hilfsausschuß „Brüder in Not“, der „Verband der Rußlanddeutschen“, die „Baltische Rußlandhilfe“, die „Jüdische Rußlandhilfe“ und das „Welthilfswerk der Mennoniten“. Vorbildliche Arbeit hat der Generalsekretär der Europäischen Minderheitenkongresse Dr. Ewald Ammende zur Vorbereitung des Hilfswerkes und für die Aufklärung der Weltöffentlichkeit geleistet.

Jeder, der gegen die „falsche europäische Gesittung“ für wahres Menschentum kämpft, muß die Arbeiten dieser großen Hilfsorganisationen mit allen ihm zur Verfügung stehenden Kräften unterstützen. Für uns Deutsche gibt es ein erschütterndes Dokument, welches das Elend unserer Volksgenossen in zu Herzen gehender Weise darstellt: „Hungerpredigt“. Deutsche Notbriefe aus der Sowjetunion (Berlin, Eckart-Verlag). Diese Briefe, die man nicht ohne tiefstes Ergriffensein lesen kann, herausgegeben von Kurt Ihlenfeldt, erschienen in der Sammlung „Die Notreihe“ als Heft 12, die fortlaufend Abhandlungen über Wesen und Wirken des Bolschewismus bringen.

Wenn auch dieser Appell an das Weltgewissen verhallt und die Bemühungen der Kommission nicht die genügende Unterstützung finden, dann müssen wir die Hoffnung auf eine mögliche Solidarität der Menschheit für immer begraben.



# Lebendige Vergangenheit

Aus Charles de Montesquieus (1689 bis 1755)

„Betrachtungen über die Universalmonarchie in Europa“\*)

Es ist die Frage, ob in dem Zustande, in dem sich Europa zur Zeit befindet, es möglich ist, daß ein Volk, wie einst das der Römer, eine dauernde Herrschaft über die anderen behaupten könnte.

Ich glaube, daß etwas Derartiges aller Wahrscheinlichkeit nach unmöglich geworden ist.

Die neuen Methoden in der Kriegsführung haben auf die Kräfte der Menschen und infolgedessen auch auf die Machtverhältnisse der Nationen ausgleichend gewirkt.

Das Völkerrecht hat sich gewandelt, und der Krieg wird nach den heute geltenden Gesetzen auf solche Weise geführt, daß er vornehmlich diejenigen aufreibt, die die größten Vorteile erringen.

Man braucht heute so viel Menschen zum Kriegsführen, daß ein Volk, das sich in dauerndem Kriegszustand befände, sich unweigerlich erschöpfen würde.

Der Niedergang beginnt vor allem in der Zeit der großen Erfolge, weil man diese weder erringen noch behaupten kann ohne Aufwendung gewaltiger Mittel.

Oft wurde ein armes Volk mit rauen Sitten furchtbar für alle anderen, wenn es seine Einöde verließ und sich geschlossen und ganz unvermutet einer anderen Nation entgegenstellte, deren ganze Kraft in dem guten Rufe bestand, den sie genoß. Heute aber, da die zivilisierten Völker gleichsam Glieder einer einzigen großen Republik sind, ist es der Reichtum, der ihre Macht bedingt, und keine Nation kann sich heute irgendwelcher Vorteile rühmen, die eine reichere nicht ohne weiteres auch haben könnte.

Da aber diese Reichtümer ständig wechseln, so wandelt sich die Macht gleichfalls; und welchen Erfolg ein erobernder Staat auch haben möge, stets wird sich eine gewisse Reaktion einstellen, die ihn in den früheren Zustand zurückführt.

Europa ist nichts anderes als eine große, aus mehreren kleineren zusammengesetzte Nation. Frankreich und England brauchen den Wohlstand Polens und Rußlands, so wie eine ihrer Provinzen die andere nötig hat. Und der Staat, der seine Macht durch die Niederwerfung seines Nachbarn zu mehren glaubt, schwächt sich gewöhnlich selbst dadurch.

Wenn die großen Eroberungen so schwierig, so vergeblich, so gefährvoll sind, was soll man da zu der Krankheit unseres Jahrhunderts sagen, die es bewirkt, daß man überall eine unbegrenzte Zahl Truppen unterhält. Diese Krankheit verschlimmert sich und wirkt notwendigerweise ansteckend; denn sobald ein Staat seine Heeresmacht vergrößert, vermehren die anderen sofort die ihre, so daß man damit nichts gewinnt als das allgemeine Verderben. Jeder Herrscher hält so viel Soldaten dauernd unter den Waffen, wie er im Falle der höchsten Gefahr in seinem Staate aufbringen könnte; und dann nennt man diesen Zustand des Machtstrebens aller gegen alle Frieden.

\*) Bei Reclam.



## Japan und Abessinien

### Ein Vorstoß des japanischen Imperialismus

Im Sommer 1921 besuchte ich im Haag den dortigen Gesandten eines europäischen Staates, der mir von gemeinsamem Wirken in Rom 1897–1902 nahestand. Man sprach natürlich von der Politik und den Interessen Hollands vor und nach dem Krieg. Dabei konnte der Hinweis auf das holländische Hauptproblem der indischen Kolonien und ihrer Zukunft nicht fehlen. Im Verlauf dieser Unterhaltung erwähnte der Diplomat folgendes: Wenige Jahre vor dem Weltkrieg hatte er in London Gelegenheit zu eingehenden Erörterungen mit einem hervorragenden japanischen Staatsmann, der von Haus aus Militär war. Sei es, daß diesem Vertreter der nipponischen Politik alte kollegiale Beziehungen die Zunge lösten, der Japaner entwickelte ein Programm des japanischen Imperialismus, das meinen Bekannten nach seinem eigenen Wort geradezu erschütterte und zu dessen Durchführung ein Jahrhundert als vielleicht notwendig bezeichnet wurde. Dieses Programm geht in Etappen vor. Die erste Etappe war bereits erledigt, sie betraf die Erwerbung Koreas und die Ausschaltung des zaristischen Rußland aus Ostasien. Die zweite Etappe war nicht damals, wohl aber 1921 bei unserer Unterredung im Weltkrieg erreicht worden: die Vertreibung Deutschlands aus Ostasien durch Rückgewinnung von Kiautschou. Die dritte Etappe sehen wir heute durchmessen, sie heißt Mandschurei (und darüber hinaus Jehol). Es bleiben nun drei Etappen übrig: Verdrängung Hollands aus Indien und Englands aus Asien, Entscheidungskampf mit Amerika um den Stillen Ozean und endlich Zusammenfassung ganz Asiens zur Einleitung einer einheitlichen Politik gegenüber Europa und Amerika unter Japans Führung. Allerdings ein Programm für ein Jahrhundert und wohl geeignet, durch seine imperialistischen Perspektiven zu erschüttern. Man kann sagen: Phantasien eines Einzelnen oder einer Rasse! — Aber haben nicht die Ereignisse von 1904–1933 bisher den Voraussetzungen recht gegeben? — Und wer wollte den japanischen Imperialismus als Weltphänomen leugnen?

Nun weist aber auch ein solches Zukunfts-Maximalprogramm eine selbstgewählte Einschränkung auf. Alle Ziele bis zum allerletzten betreffen Asien und den panasiatischen Gedanken. Mussolini hat in seiner Rede vom 15. November 1933 deutlich darauf hingewiesen, daß Europa im Begriff steht, durch seine Uneinigkeit die Führung der Welt und ihrer Zivilisation zu verlieren. Japan hat diese Situation seit langem in Rechnung gestellt, und Wilhelm II. schrieb vor mehr als dreißig Jahren: Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter! — In diesem Entscheidungskampf des zwanzigsten Jahrhunderts von Asien gegen Europa und Amerika, wie ihn Japan für möglich hält, spielt ein Element scheinend keine Rolle: Afrika. (Australien ist als englisches Dominion eng mit Europa verknüpft.) Der schwarze Erdteil ist das Kolonialgebiet europäischer Mächte, Menschenreservoir für das soldatenarme Frankreich, Wirtschaftsobjekt für England, Belgien, Portugal. Man sieht es daher in weltpolitischen Fragen als ein Anhängsel Europas an, dem keine eigene Bedeutung zukommt.

Aber uneingeschränkt trifft das nicht zu. Mag auch Ägyptens formale Selbständigkeit sich als eine englische Formel mit dürftigem Inhalt erweisen, ein wirklich unabhängiges Reich ist in Afrika übriggeblieben: Abessinien! — Als das alte Äthiopien vor einem halben Jahrhundert sich durch seine Kämpfe mit den Derwischen und seine ersten Konflikte mit Italien bemerkbar machte, da konnte der Zyniker Agostino Depretis



in Rom spotten: „Gibt's denn dort etwas, wofür man Interesse haben kann außer Wida und ihrem Vater Amonastro?“ — Inzwischen hat die Unterwerfung Afrikas unter Europa Riesenfortschritte gemacht, aber Abessinien ist unabhängig geblieben. Und das erklärt die Sensation, ja man kann sagen die Bestürzung, die es verursacht zu hören, daß sich in der abessinischen Hauptstadt Adis Abeba ein Freundschaftspakt vorbereitet, dazu bestimmt, Abessinien und — Japan miteinander zu verbinden, den Träger des panasiatischen Imperialismus mit dem letzten Träger afrikanischer Unabhängigkeit. Und niemand kann auch hier Japan das Zeugnis verweigern, daß es seinen Versuch am tauglichen Objekt macht.

Abessinien ist mit 1112000 qkm mehr als doppelt so groß wie Deutschland, hat aber nur etwa 12 Millionen Einwohner. Das Land ist so reich an Naturschätzen, daß es seine Bevölkerung spielend ernährt. Daher ein sehr geringer Anreiz zu besonderer Produktion, um so mehr als eine solche auch von der Regierung in keiner Weise gefördert wird. Die europäische Modernisierung ist in diesem Punkt ganz an der Oberfläche geblieben. Man begreift unter diesen Umständen, daß auch der Außenhandel für die wirtschaftliche Struktur des Landes eine verhältnismäßig sehr geringe Rolle spielt. Kaffee, dessen Pflanzung seinerzeit von Arabien herüberkam, Tierhäute und Wachs werden fast allein ausgeführt. Die Einfuhr umfaßt in allererster Linie Baumwollwaren, ferner die Waffen für die rund 300000 Mann zählende Armee und die jagende Bevölkerung sowie die europäischen Gegenstände des täglichen Bedarfs. Zu der angeborenen Passivität der Abessinier gegenüber einer produktiven Handelstätigkeit kommt dann noch das schwierige Transportproblem, denn das noch an Eisenbahnen und Straßen arme Land ist durch italienische, englische und französische Kolonien von allen Meeren abgeschnitten.

Wenn sich also infolgedessen das Reich des Negus in wirtschaftlicher Hinsicht durch seinen natürlichen Reichtum und dessen minimale Ausnutzung als ein typisches Objekt für sogenannte „friedliche Durchdringung“ darbieten scheint, so hat Abessinien von jeher allen derartigen Versuchen entschieden Widerstand entgegengesetzt. 1874–75 hat sich Negus Theodor lieber selbst den Tod gegeben, als sein Land den Engländern auszuliefern, die denn auch von dem Versuch abstanden. (Damals waren sie noch nicht in Ägypten.) Auch die Derwische des Mahdi konnten 1889 den Negus Johannes töten, aber sie verloren die Schlacht und verschwanden wieder. Dann trat Italien auf den Plan, das seit 1882 in Erytrea Abessiniens Nachbar geworden war. Der neue Negus Menelik II., bisher Herr der Landschaft Schoa, schloß zwar 1889 mit Italien den Vertrag von Ucialli, da er erst seine Herrschaft im Inneren sichern mußte, und ließ die Italiener in dem Glauben, er beuge sich ihrem Protektorat. Aber kaum saß er fest im Sattel, warf er sie 1896 mit dem Sieg von Adua und dem Frieden von Adis Abeba wieder hinaus. Als Menelik 1913 starb, konnte er wähen, seinem Enkel Lig Jassu das Reich unangefochten zu überlassen. Aber die Machtverschiebungen des Weltkriegs machten sich auch auf diesem Schachbrett geltend. Lig Jassu war kein unbedingter Freund der Entente. Er kargte sogar nicht mit Ausdrücken der Bewunderung für Deutschland und hörte die Ratschläge des deutschen Gefandten. Das genügte 1916 England, um von Ägypten aus in Adis Abeba eine Palastrevolution zu inszenieren, die sich auf Meneliks ehrgeizige Tochter Zauditu stützte. Sie wurde Kaiserin, ihr Neffe Ras Tafari wurde Thronfolger, während Lig Jassu gefangen und verbannt wurde. Er lebt noch heute in dieser Verbannung, doch hat ein schließlich mißglückter Flucht- und Aufstandsversuch im Frühjahr 1933 gezeigt, daß er nicht ohne Anhänger im Lande ist.

Das entscheidende Moment in der Politik Abessiniens ist heute die rätselhafte Gestalt des Kaisers Tafari, nachdem Kaiserin Zauditu gestorben ist. Es liegt auf der Hand, daß die einstigen Ententemächte sich berechtigt glaubten, das neue Regime



als ihr Werk und dessen Träger als die Organe ihrer Interessen anzusehen, und nach dem Weltkrieg ihre Rechnung präsentierten. Auf diese Rechnung sollten sie aber nicht kommen. Alles, was sie erreichen konnten, war ein wirtschaftliches Zonenabkommen von 1925. Darin verständigten sich Frankreich, England und Italien über die Aufteilung Abessiniens in drei Zonen, eben zum Zweck wirtschaftlicher Durchdringung, und Abessinien selber verpflichtet sich, ihnen „dabei keine Hindernisse zu bereiten“. Man beachte diese absichtlich passive Mitwirkung Abessiniens, die bei der oben erwähnten Indolenz der Bevölkerung gänzlich unzulänglich ist. In der Tat ist das Zonenabkommen toter Buchstabe geblieben. Namentlich der regierende Negus hat es nie anders aufgefaßt als eine gegenseitige Zusicherung der drei Mächte, sich nicht in die Quere kommen zu wollen. Abessinien selber hielt sich für berechtigt, eifersüchtig darüber zu wachen, daß nichts ohne Wissen der Zentralregierung geschah, und da die Ras in den Provinzen weder Neigung noch Interesse hatten, sich um der Fremden willen mit dem Negus Schwierigkeiten zu schaffen, so geschah eben so gut wie überhaupt nichts. Raum daß sich Ansätze stärkerer Elfenbeinausfuhr bemerkbar machten.

In dieses wirtschaftliche wie politische Stilleben, was die internationalen Beziehungen betrifft, tritt nun plötzlich ein Konkurrent, der ganz außerhalb aller Betrachtung schien: Japan. Wie erklärt sich dieser Vorstoß in den Absichten der Regierungen von Tokio und Addis Abeba? Man muß bei den folgenden Betrachtungen drei Komplexe scharf auseinanderhalten: die offiziellen Nachrichten über den wirtschaftlichen Charakter der neuen Beziehungen. Die nichtoffiziellen Nachrichten über das vorwiegende, politische Moment. Und endlich die sich daraus ergebenden Folgerungen für die weltpolitischen Belange der Zukunft.

Raum waren die ersten Nachrichten über den Abschluß japanisch-abessinischer Abmachungen in die internationale Presse gelangt, als sich namentlich in Genf, London, Paris und Rom eine unverkennbare Erregung und Nervosität bemerkbar machte, um so mehr, als man zunächst sehr viel vermutete, aber sehr wenig wußte. Das gab Anlaß zu einem sehr merkwürdigen Versuch im Rahmen des Völkerbunds.

Wenige Tage nach den ersten Nachrichten über den japanischen Schritt zur Annäherung in Addis Abeba erhielt der Vorsitzende der Opiumkommission des Völkerbunds in Genf einen Bericht von privater Seite, der Japan denunzierte, es habe sich in Abessinien umfassendes Gelände für Mohnanpflanzungen gesichert, um eine neue Opiumproduktion schwer kontrollierbarer Natur einzuleiten und dadurch die Maßnahmen des Völkerbunds gegen den Opiumvertrieb in China illusorisch zu machen. Die Anlage spekulierte offenbar auf die geringe Beliebtheit Japans in Genf seit seinem Austritt aus dem Völkerbund. Nun ist aber Japan noch immer in Genf vertreten, und außerdem ist ja auch Abessinien Mitglied des Völkerbunds. Es fiel daher nicht schwer, glaubwürdig nachzuweisen, daß die ganze Denunziation in der Luft schwebte und zwischen Tokio und Addis Abeba nie von Opiumproduktion die Rede gewesen war. Darüber hinaus konnte dann noch Japan ermitteln, daß es sich bei der „Eingabe von privater Seite“ um den Racheakt eines entlassenen früheren Beamten des japanischen Völkerbundssekretariats handelte. Die Episode war damit erledigt, sie mußte aber erwähnt werden, weil in dem Chaos der in der Welterpresse sich bekämpfenden Fehlschlüsse auch die erledigtesten Falschmeldungen plötzlich irgendwo wieder auftauchen und Glauben finden.

Richtig war an alledem nur eines: die rein wirtschaftliche Grundlage der Verhandlungen in Addis Abeba umfaßte in erster Linie die Abtretung großer Ländereien an japanische Interessenten. Es ist selbstverständlich, daß dieser rein wirtschaftliche Teil der beiderseitigen Verhandlungen der einzige ist, über den wenigstens einigermaßen bestimmte Daten vorliegen. Vor allen Dingen haben sich natürlich Journalisten der



interessierten europäischen Länder auf die Außenminister der beiden verhandelnden Staaten gestürzt. In Tokio ist dabei nicht viel herausgekommen. Der Außenminister Hirota hat den Versuch wirtschaftlicher Anknüpfungen nicht geleugnet, ihn aber als von der Regierung nur befürwortete Aktion von Privatinteressenten hingestellt. Im übrigen hat Hirota allerdings nicht mit Unrecht darauf verwiesen, daß er eben erst ins Amt gekommen sei und daß Japan „gegenwärtig durch ganz andere Sorgen in Ostasien in Atem gehalten werde“. (Dabei war damals die russisch-amerikanische Einigung von Mitte November noch nicht einmal erfolgt.)

Weniger konnte sich der Außenminister des Regus, Herr Bellaten Gueat Sellassié, den Anfragen entziehen, denn er befand sich gerade in Kairo zum Zweck wirtschaftlicher Verhandlungen mit Ägypten und konnte daher nicht leugnen, daß die anglo-ägyptische Presse ein Interesse daran habe, die Wirtschaftspolitik Abessinien zu übersehen. Was er mitteilt ist Folgendes: eine Gruppe japanischer Baumwollindustrieller hat in Abessinien Studien gemacht, um dort eine Baumwollproduktion zu ermöglichen. Die Regierung hat von dem günstigen Ergebnis dieser Studien Kenntnis genommen und sich daraufhin bereit erklärt, dieser Gruppe vierhundert Hektar von ihnen ausgesuchtes Gelände kostenlos zu überlassen. Die Japaner verpflichten sich, dort nur Baumwolle anzupflanzen. Abessinien verpflichtet sich, im Bedarfsfalle weiteres Terrain zur Baumwollkultur kostenlos zur Verfügung zu stellen. Darüber hinaus leugnet der Minister aber nicht, daß auch Verhandlungen von Regierung zu Regierung im Gange seien, um japanischen Kaufleuten und Händlern sowie Industriellen, die darum nachsuchen, ein Niederlassungsrecht in Abessinien zu gewähren.

Wie steht es nun mit der Lage der wirtschaftlichen Belange, von denen hier die Rede ist? — Es ist oben schon gesagt worden, daß Baumwollwaren den vornehmsten Artikel der abessinischen Einfuhr ausmachen. An erster Stelle steht als Einfuhrland mit rund fünftausend Tonnen jährlich Britisch-Indien. Es ist bekannt, daß gegenwärtig die Handelsbeziehungen zwischen Britisch-Indien und Japan sich infolge gescheiterter Zolltarifverhandlungen in einer Krise befinden. Der wirtschaftliche Vorstoß Japans in Abessinien hat also den offenkundigen Zweck, dem den japanischen Zoll- und Handelswünschen widerstrebenden Indien einen seiner wichtigsten Baumwollmärkte dauernd zu entreißen, denn wie sehr Japan in der Lage sein wird, Indien auf dem abessinischen Markt zu unterbieten, wird ohne weiteres klar nicht nur aus der Anlage der Baumwollpflanzung im Lande selber, die nach den eigenen Aussagen des Außenministers beliebig intensiviert werden kann, sondern auch aus den allgemeinen japanischen Produktionsbedingungen, wie sie sich aus der Devalorisierung seiner Währung, der absolut konkurrenzlosen Billigkeit seiner Arbeitskräfte und der Vervollkommnung seiner technischen Produktionsmittel ergeben. Und hier ist nichts bezeichnender als die eingestandene Verknüpfung der Baumwollkultur in Abessinien selber mit dem bisher nicht vorhandenen Niederlassungsrecht für japanische Einwanderer, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die japanischen Industriellen ausschließlich gelbe Arbeitskräfte aus der Heimat verwenden werden.

Darüber hinaus ist aber überhaupt der in Aussicht genommene Handels-, Freundschafts- und Niederlassungsvertrag das Bindeglied, wenn man so sagen darf, zwischen dem wirtschaftlichen und dem politischen Charakter des japanischen Vorstoßes. Dafür ist auch bezeichnend, daß an diesem Punkt nicht nur die Mitteilbarkeit des Außenministers Bellaten Gueat Sellassié jäh abbricht, sondern, daß hier überhaupt, wie aus Erythräa nach Rom berichtet wurde, eine hartnäckige Verschleierung in Abis Abeba einsetzt. Es ist also nicht schwer festzustellen, daß hier der japanische Hase im abessinischen Pfeffer liegt. Der erste Punkt, auf den es dabei ankommt, ist die Frage nach der Vereinbarkeit der neuen Abmachungen mit dem erwähnten Zonenabkommen von 1925.



Rein juristisch genommen haben die drei Mächte Frankreich, England und Italien kein Einspruchsrecht, denn erstens umfassen die sogenannten Zonen keineswegs das ganze äthiopische Reich (man könnte also sehr gut die japanische Baumwollkultur außerhalb der drei Zonen wählen), und zweitens hat jenes Abkommen den Zweck, die „abessinischen Produkte landwirtschaftlicher und industrieller Natur wie die Einfuhrprodukte der drei Länder ohne störende Konkurrenz zu verwerten.“ Abessinien kann also sagen: wenn von jetzt an zu meinen Produkten auch Baumwolle gehört, so verwertet sie eben, sofern der innere Markt sie nicht absorbiert. Das wäre aber natürlich eine allzu- sehr an der Oberfläche haftende Auffassung der Lage. Wenn seit 1925 die drei Zonenmächte nur ein sehr mäßiges Interesse für das Abkommen gezeigt haben, so lag das eben daran, daß der uneingestandene Hauptzweck des Abkommens war, eine Art numerus clausus zu konstruieren und andere Konkurrenten fernzuhalten. Das ist an dem Tage des Abschlusses eines Vertrags zwischen Japan und Abessinien vorbei, und keine der drei Mächte übersieht, was für ein gefährlicher Konkurrent Japan ist. Es wäre aber trotzdem verfehlt, daraus zu schließen, daß man nun mit einem Protest der drei Unterzeichner des Zonenabkommens in Addis Abeba zu rechnen haben werde. Erstens kann das Abkommen von Abessinien gekündigt werden, und dabei haben unter Umständen die Mächte viel mehr zu verlieren als ein Abessinien, das sich dann erst recht Japan handelspolitisch in die Arme werfen würde. Zweitens aber ist klar, daß keine Macht einseitig wegen Abessinien gegen Japan vorgehen wird, es sei denn, ein solches Vorgehen gliedert sich in die eigene Gesamtpolitik ein und das ist gegenwärtig nicht der Fall. Namentlich für England wird es sehr darauf ankommen, wie sich seine asiatische Politik im Rahmen der russisch-japanischen Spannung gestaltet.

Wie sieht man aber nun auf dem im Wege der erythraischen Nachbarschaft besten Beobachtungspunkt, in Rom, den politischen Hintergrund der japanisch-abessinischen Verhandlungen und ihrer Verschleierung an? — Hier kann man sich natürlich nur auf eines stützen, nämlich auf die fortlaufende und detaillierte Beobachtung und Kenntnis der Stimmungen und des Milieus in Abessinien selber.

Die psychologischen Momente, welche die heutige Politik des Negus Tasari bestimmen können, setzen sich aus einer ganzen Reihe von Imponderabilien zusammen. Vor allen Dingen kommt hier das Interesse der eigenen Herrschaft und Zukunft in Betracht. Der Ursprung der Thronbesteigung ist oben schon angedeutet worden. Menelik hatte 1913 den eigenen Enkel Lig Jassu zum Nachfolger bestimmt, die Entente hatte sich Tasaris 1916 zu einem Gewaltstreich bedient. Um legitimistische Empfindungen zu schonen, hatte man Meneliks Tochter dazwischengeschoben, die dann ihrem Neffen Tasari den Thron zuschanzte. Lig Jassu lebt und hat Anhänger. Alles das sind Wolken um den Thron. Dazu kommt, daß Tasari der Entente, deren Mitglieder sich zum letztenmal im Zonenabkommen zusammengefunden haben, nicht sagen kann, er habe sich um sie Verdienste erworben und sie müßten ihn daher unter allen Umständen stützen und halten, denn er hat stets das abessinische Nationalinteresse jeder Bindung an seine Grenznachbarn vorgezogen. Ja, die Engländer glauben zu wissen, es sei nur ein einseitiges Verdienste König Fuads von Ägypten, wenn gewisse abessinische Anknüpfungsversuche mit einem „panafrikanischen“ Charakter (wenn das Wort auch natürlich übertrieben ist) in Kairo auf Ablehnung gestoßen sind. Aus alledem ergibt sich eine Beurteilung der persönlichen Stimmungen des Negus, für die das in London gebrauchte Wort „Europäerhaß“ wohl zu stark ist, die aber jedenfalls aus egoistischen Motiven heraus eine außereuropäische Sicherung als erwünscht erscheinen lassen können. Denn in der Tat, wenn die zukünftige Selbständigkeit Abessiniens oder, was näher liegt, die Stellung des Negus eine Bedrohung erfahren sollten, so kann und wird diese immer nur von den großen europäischen Kolonialmächten ausgehen können,



denen — das kann wohl ohne Übertreibung gesagt werden — das einzige bisher ganz unabhängige Reich in Afrika keine Sympathien abgewinnt.

Wo gibt es aber für eine solche Zukunftsdrohung eine Abwehrmöglichkeit? — Wir haben gesehen, daß die Kolonialmächte in diesem Punkt einig sein dürften. Nur im Fall eines neuen großen Weltkonflikts vermöchte man vielleicht in Adis Abeba Hoffnungen auf eine Spaltung zu setzen. Aber auch das wird wohl dadurch illusorisch gemacht, daß die beiden Großnachbarn Abessinien, England und Italien, sich in einem solchen Konflikt nie als Feinde gegenüberstehen werden. Der Gedanke einer afrikanischen Solidarität mit Kairo würde ebenso an England scheitern. Bleibt somit Asien. Es hätte vielleicht für Abessinien aus geographischen Raumgründen näher gelegen, an eine Verbindung mit der panarabischen Idee in Vorderasien zu denken. Allein da wurde Abessinien jeder Notwendigkeit der Initiative enthoben, als sich Japan einer solchen bemächtigte und Abessinien zum Objekt eines Vorstoßes in Afrika machte.

Es liegt mir nichts ferner, als hier Hypothesen in übertriebener Aufmachung vorzulegen. Es ist nichts leichter, als reinen Zukunftsmöglichkeiten auf dem Gebiet der internationalen Politik eine übersteigerte Auslegung zu geben. Aber wenn wir nochmals in knappster Form das Gewisse und das Wahrscheinliche zusammenfassen wollen, so ergibt sich unzweifelhaft Folgendes:

Wir kennen seit einem Vierteljahrhundert die Tatsache, daß Japan einem großzügigen Imperialismus huldigt, dessen erste Etappen es mit Glück und Erfolg verwirklicht hat. Es spielt für die Beurteilung dieses weltumspannenden Programms keine entscheidende Rolle, ob sich alle Etappen ebenso verwirklichen lassen. Wir haben gehört, daß schon vor dem Krieg ein hochstehender japanischer Staatsmann sich nicht scheute, das ganze zwanzigste Jahrhundert für die Verwirklichung in Aussicht zu nehmen. Dieses ganze Programm hat in letzter Linie einen panasiatischen Charakter. Das bedeutet, es sollen die tausend Millionen Asiaten unter Japans Führung zusammengefaßt werden, um der seit Jahrhunderten anerkannten Tatsache der Vorherrschaft der weißen Rasse und dessen, was wir europäische Kultur und Zivilisation nennen, ein Ende zu bereiten. Da Amerika und Australien kulturell der europäischen Kultur angegliedert sind\*), so kann Asien in einem Zukunftskampf gegen Europa nur auf die Bundesgenossenschaft Afrikas rechnen. Und in Afrika gibt es heute nur ein Reich, das unabhängig ist: eben Abessinien. Man wende nicht ein, das seien Zukunftshypothesen auf eine zu lange Sicht. Das hätten die meisten auch 1905 geantwortet, wenn man damals von der Vertreibung Deutschlands aus Ostasien und von der japanischen Eroberung der Mandschurei oder gar von einem rein kommunistischen Rußland gesprochen hätte. Man kann auch nicht sagen, daß die heute schwebenden Wirtschafts- und Freundschaftsverhandlungen mit Abessinien nicht im Verhältnis zu so weit ausgreifenden politischen Plänen stehen. Wer die Systeme der Einwanderungs- und Durchbringungs politik der gelben Rasse in fremden Erdteilen kennt, der weiß, wie sie beginnen und auch wie sie sich entwickeln. Und während heute diese Systeme nunmehr in den meisten Ländern auf zielbewußte Abwehr stoßen, ist in Abessinien das gerade Gegenteil der Fall. Man sieht in Japan einen willkommenen Bundesgenossen in einer künftigen Krise der äthiopischen Unabhängigkeit und deshalb wird man den „Baumwollpflanzern und ihren Arbeitern“ Tür und Tor öffnen. Die Folgen wird erst eine — vielleicht nicht ferne — Zukunft zeigen.

\*) Ein Einwand sei hier gleich abgewiesen: Man sagt oft, auch die japanische Kultur sei doch eine größtenteils europäische. Gewiß, aber die Japaner sind in Asien sechzig Mill. unter einer Milliarde.





Historia-Photo

Äbessiniens einzige Bahnlinie verbindet die Hauptstadt Addis Abeba mit der Hafenstadt Dschibuti, dem Hauptort von Französisch-Somaliland



Scherl

Die diplomatischen Vertreter der europäischen Großmächte begrüßen Kaiser Haile Selassie I. auf dem Bahnhof von Addis Abeba





Scherl

Lig Jaffu, Enkel Meneliks II. und von diesem einst zum Thronerben bestimmt, zu Füßen seines Vaters Ras Mikael, den er 1914 zum König von Wollo und Tigré erhob





Scherl

Zauditu, Tochter Meneliks II. und bis 1930 Kaiserin, stürzte 1917 Lig Jassu, mußte aber selbst ihrem Neffen Ras Tafari, dem heutigen Kaiser, weichen





Die große Audienzhalle auf der Kaizerburg (Gibbi) von Adis Abeba in festlichem Flaggen-  
schmuck, bei dem bezeichnenderweise auch die japanische Flagge mehrfach vertreten ist



Photos J. Steinlehner

Blick vom Villenviertel Adis Abebas mit den Niederlassungen der euro-  
päischen Gefandtschaften gegen die Antotterberge im Nordwesten der Stadt





N. Y. T.

Ras Tafari Makonnen, seit 1928 Negus, seit 1930 Kaiser Haile Selassie I., der durch seine japanfreundliche Politik die Aufmerksamkeit der europäischen Mächte erneut beansprucht





Baumwollmarkt in der Provinz Kaffa. Wird in Abessinien durch die Bemühungen Japans der englisch-indischen Baumwollproduktion eine fühlbare Konkurrenz entstehen?



Photos J. Steinlehner

Waschen und Auslesen von Kaffee, bisher eine der wenigen Ausfuhrwaren Abessinien



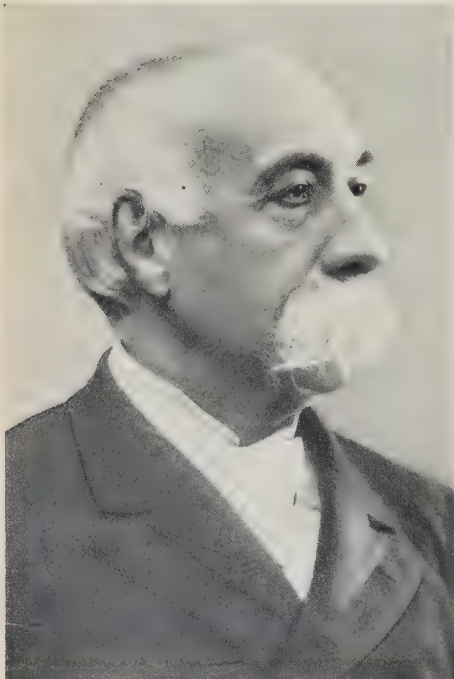


Scherl

Das Mausoleum des Kaisers Menelik II., ein Wahrzeichen der Stadt Addis Abeba und stolzes Denkmal kaiserlicher Macht



Garibaldi, verwundet und gefangen, nach dem Gefecht von Aspromonte (29. August 1862), das seinem ersten Marsch nach Rom ein Ende setzte



Photos Handke

Francesco Crispi (1819-1901), seit 1861 Führer der monarchistischen Linken im italienischen Parlament, 1887-1896 Ministerpräsident



Dr. Julius Mannhardt (1834-1894), Arzt in Hamburg, Konstantinopel und Florenz, verhandelte 1870 mit Garibaldi in Caprera



ALFRED STERN

## Bismarck und Garibaldi während des Deutsch=französischen Krieges 1870-71

Der fünfzigste Todestag Garibaldis (2. Juni 1932) hätte in Deutschland die Erinnerung an die Beziehungen des italienischen Volkshelden zu Bismarck wachrufen können. Man weiß, daß Garibaldi im Sommer 1867 einen vertrauten Waffengefährten, den 1859 desertierten und in Italien nationalisierten ungarischen Oberstleutnant Gustav Frigzyesi unter falschem Namen in geheimer Mission mit einem eigenhändigen, an Bismarck gerichteten Schreiben nach Berlin entsandte, um die Unterstützung des preußischen Ministerpräsidenten für den geplanten Zug gegen Rom zu erbitten. Dafür versprach er die Vereitelung eines, wie er behauptete, schon abgeschlossenen Bündnisvertrages Frankreichs und Italiens, der Italien im Fall eines preußisch-französischen Krieges zur Mitwirkung von hunderttausend Mann und seiner Flotte verpflichtete und als Lohn den Besitz von Rom in Aussicht stellte. In der mündlichen Instruktion Garibaldis für seinen Sendboten hieß es: „Ich bin bereit, eher auf den sieben Hügeln zu sterben als zu dulden, daß Italien gegen Preußen, seinen edelmütigen Bundesgenossen, der ihm Venedig gegeben hat, kämpfe.“ Es ist auch bekannt, daß Bismarck dem Boten Garibaldis sagen ließ, er habe keinen Grund anzunehmen, daß die italienische Regierung sich mit irgend jemandem gegen Preußen verbünden werde und er könne sich auf nichts einlassen, was nicht, sei es auch in tiefstem Geheimnis, die Zustimmung der italienischen Regierung habe, daß er aber zugleich Theodor von Bernhadi, den preußischen Militärbevollmächtigten in Florenz, damals Sitz der italienischen Regierung, beauftragte, Garibaldi womöglich mündlich die Gründe seiner Zurückhaltung darzulegen.

Drei Jahre später bot sich wieder ein Anlaß, den Faden zwischen Bismarck und Garibaldi anzuknüpfen. Bismarck selbst kommt an zwei Stellen seiner „Gedanken und Erinnerungen“ darauf zu sprechen. An der einen Stelle sagt er, daß ihm „die republikanische Partei unter Garibaldi bei Ausbruch des Krieges ihre Unterstützung gegen Napoleonische Velleitäten des Königs (Viktor Emanuel) in Aussicht gestellt hatte“. An der anderen Stelle erwähnt er „Besuche von republikanischen Italienern zur Zeit der Schlachten bei Wörth, Spichern, Mars-la-Tour“ und fügt hinzu: „Ich habe ... auf dem Marsche nach Frankreich in Homburg (Pfalz) den italienischen Herren geantwortet: Wir hätten bisher keine Beweise davon, daß der König von Italien seine Freundschaft für Napoleon bis zum Angriffe auf Preußen betätigen werde ... Wenn Viktor Emanuel die Initiative zu dem Bruche ergriffe, so würde die republikanische Tendenz derjenigen Italiener, welche eine solche Politik mißbilligten, mich nicht abhalten, dem Könige, meinem Herren, zur Unterstützung der Unzufriedenen in Italien durch Geld und Waffen, welche sie zu haben wünschten, zu raten.“

Man besitzt bereits eine Anzahl wichtiger Nachrichten, welche die Andeutungen Bismarcks erläutern und ergänzen. Dahin gehören die Angaben in Moriz Buschs Tagebuchblättern Bd. I (1899), in Luigi Chiala: *Pagine di Storia Contemporanea Fasciolo I*, Torino-Roma 1892, S. 84, E. Savallini: *La vita e i tempi de Giovanni Lanza*, Torino-Napoli, Roux 1887, I 512f., ein anonymes Artikel in der „Deutschen Rundschau“ 1884 Bd. 40 S. 97 bis 107 „Eine Erinnerung an Garibaldi“. Neuerdings sind dazugekommen wichtige Mitteilungen in dem letzten Band 6b der „Politischen

Schriften Bismarcks“. Nach alledem stellt sich der Sachverhalt folgendermaßen dar: Am 15. Juli 1870 hatte sich im Namen eines italienischen Komitees, das die Bildung einer italienischen Legion von dreitausend Mann im Dienste Preußens plante, ein gewisser Angelo de Angeli in Bologna mit einem Schreiben an Bismarck gewandt, das am 20. in Berlin eintraf. Auch hatten sich nach einem Bericht des Grafen Wesdehlen, des Geschäftsträgers und ersten Sekretärs der preußischen Gesandtschaft in Florenz, vom 19. Juli bei der Gesandtschaft sowie bei den Konsulaten in Mailand und Livorno zahlreiche Italiener zum Eintritt in die preußische Armee gemeldet und Anerbietungen zur Bildung eines Freikorps gegen Frankreich gemacht. Bismarck ließ Wesdehlen durch Telegramm vom 26. Juli wissen: „Eintritt italienischer Offiziere oder Mannschaften in unsere Armee ist rechtzeitig nicht ausführbar und fehlt es uns an Mannschaften nicht. Die Schwierigkeit ist nur, sie rechtzeitig auf dem rechten Fleck zu haben, aber Freikorps, welche die Franzosen von Italien aus beunruhigen, wären für uns von hohem Wert, ich mache für solche Zwecke Geldmittel verfügbar, deren Betrag sich mit den Leistungen steigern kann. Werbebüros Garibaldis in Deutschland unwirksam wegen der neutralen Grenzstaaten. Legationssekretär von Holstein wird Näheres persönlich melden, kann zur Verhandlung mit Leitern der Bewegung verwendet werden.“

Aus den Schlußworten Bismarcks geht hervor, daß er sich entschlossen hatte, einen mit Aufträgen versehenen Vertrauensmann an Ort und Stelle zu senden. Ursprünglich war, wie Moritz Busch berichtet, dafür der bekannte demokratische Publizist Gustav Rasch ausersehen. Dann aber wurde der junge Legationssekretär Fritz v. Holstein, der später als einflußreicher Berater des Auswärtigen Amtes berühmt und viel angefochten wurde, von Bismarck im Juli mit der geheimen Mission nach Italien betraut. Näheres über Holsteins damalige geheime Mission nach Italien erfährt man aus einer Aufzeichnung, die er im Hinblick auf falsche Behauptungen des italienischen Deputierten Cucchi am 27. September 1889 zu Papier brachte. Hier heißt es: „Ich ward damals nach Italien, zunächst nach Bologna, geschickt, um mit de Angeli in Verbindung zu treten und zu prüfen, was und wen er hinter sich habe. De Angeli erschien in Bologna nicht, ich ging daher nach mehrtägigem Warten nach Florenz, um bei den Führern der radikalen Partei, auf welche de Angeli sich bezogen hatte, Fühlung zu suchen. Graf Wesdehlen vermittelte, daß ich, da Cairoli abwesend war, mit Crispi und General Fabrizi bekanntgemacht wurde. Schon aus der Art meiner Einführung ersahen letztere, daß ich ein Abgeordneter der preußischen Regierung war. Mein Auftrag ging dahin, die Aussichten eines Freischarenangriffes, sei es gegen die Franzosen in Rom, sei es gegen Nizza, zu erörtern und dann, nach eigenem Ermessen, das Entsprechende zu veranlassen — Crispi und Fabrizi waren franzosenfeindlich und unternehmend gestimmt und erklärten, die Opposition werde unter Anwendung aller Mittel den Anschluß Italiens an Frankreich zu verhindern suchen. Als ich aber akademisch die Eventualität eines Freischarenangriffes gegen Nizza oder Rom besprach, erklärten beide radikalen Führer, ein derartiger Vorgang würde die Opposition vor dem Lande kompromittieren und der Regierung Oberwasser verschaffen. Da von den anerkannten Parteiführern eine wirksamere Unterstützung der deutschen Sache als von dem Anhange de Angelis zu gewärtigen war, so wies ich letzteren, als er demnächst bei mir erschien, mit dem Bemerken ab, die preußische Regierung wolle alles vermeiden, was der italienischen Regierung Verlegenheiten bereiten könne. Aber Crispi, Fabrizi und Cucchi mußten sich damals auf Grund meiner Äußerungen darüber klar gewesen sein, daß bei dem Berliner Kabinett ein prinzipielles Bedenken gegen ein italienisches Vorgehen auf Rom nicht vorlag.“

Zur Ergänzung dieser Aufzeichnungen Holsteins (vgl. H. Rogge: Friedrich v. Holsteins Lebensbekenntnis usw., Berlin, Ullstein, 1932. S. 89, 291) dient



Bismarcks im letzten Band der Politischen Schriften abgedrucktes Telegramm an den Grafen Wesdehlen in Florenz vom 31. Juli 1870 und der Kommentar des Herausgebers, Friedrich Thimme. Danach hatte Wesdehlen am gleichen Tag ein Telegramm Holsteins befördert, demzufolge Crispi und Fabrizi von dem Unternehmen de Angelis nichts wissen wollten, aber im Einverständnis mit Garibaldi eine revolutionäre Erhebung planten, sobald eine französische Allianz wahrscheinlich werde. Sie würden alsdann einiges Geld und Waffen verlangen, ferner erwarteten sie, daß Preußen während der etwaigen inneren Kämpfe für die Wahrung der italienischen Grenzen einstehe und die geplante neue Regierungsform möglichst bald anerkenne. Auch wünschten sie einen Emissär zu direkten Verhandlungen mit Bismarck zu entsenden. Bismarcks telegraphische Antwort lautete: „Ich werde gerne empfangen, wen die Herren mir schicken. Ich gehe heut mit dem Könige zur Armee. Geld wird bereit sein, Waffen schwer von hier nach dort zu bringen.“

Nach einem von Wesdehlen am 2. August beförderten Telegramm Holsteins sollte der Abgeordnete Cucchi am 3. gleichzeitig mit ihm als Abgesandter nach Berlin gehen. „Luigi Francesco Cucchi di Antonio da Bergamo“ wird in dem Werk von Guardione: „I mille“ als einer „der Tausend“ beim Zug Garibaldis nach Sizilien 1860 erwähnt. Er nahm 1866 als Major in Garibaldis Generalstab an dem Feldzug im Trentino teil, suchte im Herbst 1867 als Garibaldis Stellvertreter in Rom eine Erhebung gegen die päpstliche Regierung hervorzurufen, entging der Verfolgung, wurde Abgeordneter im Parlament. Er reiste in der Tat mit Holstein nach Berlin und von da ins Große Hauptquartier, wo er auch von Bismarck empfangen wurde. Dies geschah wohl, wie Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ angibt, in Homburg in der Pfalz. Zu positiven Abschlüssen kam es nicht. Später hat Cucchi in einem offenen Brief vom 23. September 1889 behauptet, daß es anfangs August zwischen ihm und Bismarck zu festen Abmachungen gekommen sei, wonach Deutschland die vollzogene Tatsache der Besetzung Roms durch italienische Truppen sofort anerkennen, das eventuelle Dazwischentreten Österreichs oder anderer Mächte zugunsten des Papstes verhindern und die Anerkennung Roms als Hauptstadt auch von seiten der anderen Mächte zu erleichtern bestrebt sein werde. Bismarck legte gegen diese Behauptung sofort Verwahrung ein durch ein Telegramm an das Auswärtige Amt: „Friedrichsruhe, 29. September 1889. Es hat weder Vertrag noch Verabredung zwischen Cucchi und mir stattgefunden, sondern nur meine Ablehnung, gegen Viktor Emanuel feindlich vorzugehen, solange er nicht Initiative dazu nehme, wenn letzteres aber geschehe, würden wir italienische Bewegung gegen ihn mit Geld unterstützen, auch wenn sie republikanisch wäre.“ Danach veröffentlichte Cucchi auf die Vorhaltungen, die ihm der deutsche Vertreter im Auftrag Bismarcks machte, eine Erklärung in der „Tribuna“, wonach in der Tat 1870 ein „trattato formale“ nicht abgeschlossen worden sei. Bismarck bemerkte dazu: „Leichte Färbung der Tragweite, also trattato war, aber kein formale.“ Indessen ließ er, um die Beziehungen zu Cucchi nicht zu stören, der erst am 23. Juli 1889 zu einem Besuch in Vargin gewillt hatte, die Sache nunmehr auf sich beruhen.

Bisher ist eines Versuchs der Anknüpfung direkter Beziehungen Bismarcks und Garibaldis nicht gedacht worden. Dazu erbot sich nach Kriegausbruch, wie sich aus dem neuesten Band der Politischen Schriften Bismarcks Nr. 1743 (S. 447) ergibt, ein in Ikehoe lebender ehemaliger Garibaldianer namens Haug. Er wollte es auf sich nehmen, zu dem in Caprera internierten Garibaldi zu reisen, um ihn zu veranlassen, gegen einen Anschluß Italiens an Frankreich aufzutreten. Dieser Haug ist eine sehr bekannte Persönlichkeit. Es findet sich in der Nuova Antologia 1915 V. Vol. 268 in dem Artikel „Il generale Ernesto Haug e la campagna nel Trentino del 1866“ eine fragmentarische autobiographische Skizze, die über sein Leben erwünschten Aufschluß gibt.

Danach war Haug am 16. Mai 1818 in Graz geboren, Angehöriger der österreichischen Besatzungstruppe im Kirchenstaat, 1847 beurlaubt, auf Reisen unter anderem nach den Vereinigten Staaten, endgültig aus dem österreichischen Heere ausgetreten, 1848 Generalstabschef der Wiener Nationalgarde, nach seiner Beteiligung am Oktoberaufstand geächtet, nach Italien geflüchtet, während der Verteidigung Roms gegen die Franzosen 1849 Oberst in Garibaldis Generalstab. Als solcher wird er mehrfach, aber irrigerweise, als „Prussiano“ bezeichnet, rühmlich genannt in dem Werk von E. Lövinson: Giuseppe Garibaldi e la sua legione nello stato Romano (Bibl. Stor. del Risorgimento Ital. Ser. III 4. 5. Ser. IV 6. Ser. V. 2 1902, 1904, 1907). Nach der Übergabe Roms begab er sich nach London, war während des Krimkrieges Spezialkorrespondent der „Times“, weilte 1859 in Ägypten, befehligte 1866 während Garibaldis Kämpfen im Trentino die erste Brigade der Freiwilligen mit dem Rang eines Generalmajors. Freundlichen Mitteilungen von Herrn Dr. Friedrich Schimme verdanke ich die aus einem im Archiv des Auswärtigen Amtes in Berlin befindlichen, aus Florenz an Lothar Bucher gerichteten Briefe Haugs vom 10. November 1870 stammende Notiz, daß er sich 1868 in seinem Geburtsort Graz und in Wien aufgehalten hat. Warum Haug damals der Boden in Österreich zu heiß wurde und er sich das nordische Ithoe zum Wohnort wählte, bleibt dunkel.

Auf sein Anerbieten hin war man in Berlin nicht abgeneigt, ihn an Stelle Holsteins, der im Laufe der ersten Augustwoche von seiner Mission zurückkehrte, nach Italien zu senden. Lothar Bucher frug am 12. August telegraphisch bei Bismarck an, ob Haug gehen solle und mit welchen Instruktionen. Bismarcks Antworttelegramm: „Herny, 14. August 1870“ lautete: „Mein Wunsch wäre, daß er vorläufig ohne Instruktion hinginge, um zu beobachten und zu melden. Unsere Aufgabe kann nicht sein, Italien gegen seine Regierung zum Aufstand zu bringen, solange wir nicht gewiß sind, daß letztere gegen uns Partei nimmt: sind wir aber hierin gewiß, so würde auch jedes Kriegsmittel gegen Viktor Emanuel in Anwendung zu bringen sein; bevor wir handeln, müssen wir also jene Gewißheit haben, und können bis dahin nur zur Beobachtung instruieren; zu letzterer kann Geld gegeben werden.“ Hierauf ersuchte Bucher am 15. August Haug, nach Berlin zu kommen. Hier will Haug, nach einem Schreiben an Bucher d. d. Florenz, 26. September, von diesem den Auftrag erhalten haben, „durch hervorzurufende Interpellationen und Versprechungen von italienischen Landesteilen, die unter anderer Herrschaft stehen, und andere Agitations-Hilfsmittel in der Presse und in politischen Kreisen eine Allianz zwischen Österreich und Italien zu verhindern zu suchen“. Es gelang ihm, in Florenz Zutritt zu König Viktor Emanuel zu erhalten, der ihn angeblich autorisierte, Bismarck zu sagen, daß er gegen die Garantie des Besizes von Rom bereit sei, auf die preußische Seite zu treten. Auch in seiner Autobiographie spricht Haug davon, daß Viktor Emanuel ihm eine geheime Mission im Hauptquartier König Wilhelms in Frankreich anvertraut habe. Indessen, nach den Berliner Akten, erfuhr Graf Brassier de St-Simon, der preußische Gesandte in Florenz, von einem italienischen Minister, daß der König den sehr wichtigtuenden Emissär gar nicht ernst genommen habe. Bismarck sah sich nach den Warnungen Brassiers bewogen, durch ein Telegramm vom 30. August Haug abzuschütteln, hat ihn auch, als er am 6. September im Hauptquartier erschien, nicht empfangen, sondern durch Reudell bedeuten lassen, „daß man nicht hinter den Kulissen Politik treiben wolle“. Von einer Reise Haugs nach Caprera zu Garibaldi war vollends keine Rede. (Irrigerweise wird in Bismarcks Politischen Schriften 6b S. 537 Nr. 1353 sein Name als der eines zu Garibaldi entsandten preußischen Geheimagenten genannt.) Haug wurde durch ein Unwohlsein noch bis Mitte November in Florenz zurückgehalten, ehe er nach Deutschland zurückkehrte. Gestorben ist er 1888 in Rom.



Parallel mit den erwähnten Absichten Bismarcks, sich unter Umständen, sei es mit, sei es ohne Garibaldis Unterstützung, der republikanischen Partei zu bedienen, liefen andere Anregungen, die ihren Ursprung in Konstantinopel hatten. Dasselbst lebte als Mitglied der italienischen Kolonie ein Freund Garibaldis, namens Gerazzi, der sich, nach einem Telegramm des Grafen Keyserling, des preussischen Gesandten in Konstantinopel, am 5. August 1870 ihm gegenüber zu einer Unternehmung erbot, welche die italienische Regierung vollständig beschäftigen und vielleicht sogar Frankreich besorgt machen würde. Dafür verlangte er zweihunderttausend bis dreihunderttausend Taler. Bismarcks Antwort an das Auswärtige Amt (Homburg in der Pfalz, 8. August 1870) lautete: „Es kommt alles darauf an, ob der von Graf Keyserling genannte Agitator imstande ist zu leisten, was er verspricht; könnte er es, so wäre die Sache für uns wohl des Aufwandes wert. Sagen Sie Graf Keyserling, er möge den Mann prüfen und Näheres über seine Verhältnisse und Pläne melden.“ Graf Keyserling teilte durch ein Telegramm vom 12. August das Ergebnis seiner Nachforschungen mit. Danach war Gerazzi für den Orient Chef der Geheimen Gesellschaft „Emancipatrice“, an deren Spitze in Florenz die Deputierten Crispi, Mordini und Nicotera standen, und deren Zweck die Eroberung von Rom, Savoyen und Nizza wäre. Nach Keyserlings Nachrichten wäre diese Gesellschaft zum Teil schon bewaffnet und wartete auf ein Zeichen Garibaldis, um unter dessen Führung die französisch gesinnte Regierung zu stürzen und auf Rom und Nizza zu marschieren. Gerazzi war bereit, sofort nach Florenz zu gehen, um den von der preussischen Regierung zu bezeichnenden Vertrauensmann mit den Parteiführern in Verbindung zu setzen. In höchstens vier Wochen sollte ganz Italien in Aufstand sein. Keyserling bat um Anweisung, ob Gerazzi nach Florenz zu senden sei und an wen er sich eventuell dort zu wenden habe. Bismarcks telegraphische Antwort an das Auswärtige Amt, „Herny, 14. August 1870“, war ganz im Sinn seiner Weisung in Sachen Haugs vom gleichen Tag gehalten: „Graf Keyserling . . . zu bescheiden, daß wir solche Mittel unbedenklich gebrauchen können, sobald die italienische Regierung entschieden Partei gegen uns ergreift, daß wir aber Anstand nehmen müssen, sie vorher anzuordnen, schon weil wir sie dadurch in das feindliche Lager treiben könnten. Alle solche Verbindungen seien daher nicht abzubrechen, aber auch nicht eher in Wirksamkeit zu setzen, als bis jener Augenblick eingetreten.“

Das Anerbieten Gerazzis hatte zunächst keine weiteren Folgen. Dafür tritt aber eine andere Persönlichkeit in den Gesichtskreis, die um so größeres Interesse weckt, je mehr sie bisher in Dunkel gehüllt ist. Im Jahre 1884 erschien, wie oben erwähnt, in der „Deutschen Rundschau“ Bd. 40 ein anonymers Aufsatz unter dem Titel „Eine Erinnerung an Garibaldi“. Der Verfasser, nach allen seinen Angaben ein Deutscher, der kurz vorher in Florenz gelebt und dort in den politischen Kreisen verkehrt hatte, erzählt, daß er sich im Sommer 1870, als die französische Kriegserklärung erfolgte, in Konstantinopel befand, wo er zu den politischen Flüchtlingen innerhalb der italienischen Kolonie Beziehungen hatte. Er berichtet wahrheitsgetreu, daß die Kolonie mit der republikanisch gesinnten französischen feindlichen parlamentarischen Linken, deren Held Garibaldi war, in Verbindung stand, und gedenkt der Agitation dieser Partei gegen jeden allfälligen Versuch einer Einmischung Viktor Emanuels zugunsten Frankreichs. Am 1. August empfing er Briefe aus Florenz, die ihm scheinbar zuverlässigerweise den Entschluß des Königs meldeten, eine Armee von hunderttausend Mann mobil zu machen. Er fuhr sofort nach Bujukdere, wo der preussische Gesandte, Graf Keyserling, seine Sommerresidenz hatte. Er schilderte ihm die von ihm ermutigten Bestrebungen seiner italienischen Bekannten, auf die Entschlüsse der italienischen Regierung einen Druck auszuüben, und sagte ihm, daß es ihm möglich scheine, diesen Druck nicht nur zu verstärken, sondern vielleicht sogar von Italien aus Frankreich Verlegenheiten, falls genügende Geldmittel zur Verfügung ständen, zu bereiten. Auf Keyserlings Ersuchen

übersandte er ihm zur Vorlage in Berlin eine schriftliche Ausarbeitung dieses Planes. Graf Keyserling delegierte auch einen Beamten der Gesandtschaft zu den Besprechungen, die der Anonymus mit den Italienern hatte; diesen stellte er vor, daß es jetzt gelte, zur Befreiung Savoyens und Nizzas und zum Gewinn Roms als Hauptstadt unter Führung Garibaldis gegen die Regierung vorzugehen. Es bedürfe nur der Zustimmung Garibaldis und der nötigen Geldmittel, die man durch Subsidien der preussischen Regierung zu erhalten hoffen dürfe. Alle waren der Ansicht, daß Garibaldi bereit sein würde, zu handeln, sobald man ihm die Mittel dazu bieten könnte. Man sollte meinen, daß vielleicht an dieser Stelle des Artikels der Name Gerazzis vorkäme, statt seiner wird aber Cipriani genannt, ein damals in Konstantinopel lebendes ehemaliges Mitglied des Parlamentes. Cipriani erklärte sich bereit, sich selbst zu Garibaldi zu begeben und alles vorzubereiten, verlangte aber, daß König Viktor Emanuel davon verständigt werde. Er glaubte, daß dieser im geheimen, wie 1860 bei der Expedition der Tausend nach Sizilien, seine Zustimmung geben werde. Zuletzt wurde beschlossen, Garibaldi die Entscheidung darüber zu überlassen.

Indessen verzögerte sich Ciprianis Reise, bis am 13. August aus Berlin die Antwort eintraf, daß die nötigen Geldmittel für einen Angriff auf Savoyen und Nizza zur Verfügung ständen. Als der Anonymus Cipriani drängte, da die wesentlichste Bedingung erfüllt sei, gleich abzureisen, forderte dieser, die preussische Regierung solle sich verpflichten, nicht ohne Berücksichtigung der italienischen Interessen Frieden zu schließen, und ließ sich auf rasches Handeln nicht ein. Da entschloß sich der Anonymus, selbst mit Garibaldi zu unterhandeln. Am 14. August sprach er den Grafen Keyserling, der ihm bestätigte, daß die preussische Regierung die Mittel zu einer gegen Frankreich gerichteten Aktion zur Verfügung stellen werde. Am 15. August reiste er von Konstantinopel ab.

Um den Namen des anonymen Artikelschreibers zu erfahren, wandte ich mich an den heutigen Herausgeber der „Deutschen Rundschau“. Dieser hatte die Freundlichkeit, mir zu antworten, daß sich in den Akten der Redaktion, die nicht bis zum Jahre 1884 zurückreichen, kein Hinweis auf den Autor des Artikels finde, und daß er leider nicht sagen könne, wo die damaligen Verlagsakten sich befinden. Glücklicherweise war mein an den stets hilfsbereiten Dr. Friedrich Schimme gerichtetes Ersuchen, da der Anonymus seiner Angabe nach mit dem preussischen Botschafter in Konstantinopel in Verbindung gestanden hatte, die diplomatische Korrespondenz Konstantinopel—Berlin daraufhin zu prüfen, ob in ihr nicht sein Name genannt werde. In der Tat führte diese Prüfung zu dem überraschenden Ergebnis, daß es sich um einen jungen Augenarzt, einen Schüler Gräfes, namens Mannhardt, handle, der für einige Monate nach Konstantinopel gekommen und mit Gerazzi befreundet sei. Ein Telegramm Keyserlings an das Auswärtige Amt vom 16. August meldete, daß Mannhardt tags zuvor nach Florenz respektive Caprera abgereist sei und daß Gerazzi und Cipriani ihm wahrscheinlich schon nächster Tage nach Florenz nachfolgen würden. Ein Bericht Keyserlings vom 18. August enthielt nähere Angaben über Dr. Mannhardt, der als Schleswig-Holsteiner und einer „der hoffnungsvollsten Schüler unseres zu früh dahingegangenen berühmten Gräfe“ bezeichnet wird. Alle sonstigen Angaben Keyserlings stimmen wesentlich mit der Erzählung des Anonymus in der „Deutschen Rundschau“ überein. Es kann also kein Zweifel daran bestehen, daß Mannhardt der Verfasser ist.

Ich übergehe die anschauliche Schilderung der langen Reise Mannhardts bis Florenz, wo er den Grafen Brassier de St-Simon sprach, der ihm sagte, er habe bereits Auftrag der Unterstützung etwaiger Unternehmungen der Garibaldianer, und wo er gemäß dem Wunsch seiner italienischen Bekannten in Konstantinopel mit den ungeschlüssigen Führern der republikanischen Linken des Parlaments verhandelte, seiner abenteuerlichen Fahrt nach Korsika, Maddalena, Caprera, seiner herzlichen Aufnahme



durch Garibaldi, seiner zweistündigen Unterredung mit ihm, die mit folgenden Worten des Helden zweier Welten endigte: „Ich nehme Ihren Vorschlag an . . . Meine Sache wird es sein, zu Ihnen an Bord zu kommen. Sie bringen mich dann an den Punkt der Küste, den ich bezeichnen werde, und falls Sie die Geldmittel bereithalten, verpflichte ich mich, vierzehn Tage darauf mit zehntausend Mann in Savoyen zu stehen und dieselben auf dreißigtausend Mann zu bringen, wenn Sie genügende Mittel liefern.“ Ich antwortete ihm ein „sta bene“, worauf er sagte: „So sind wir Alliierte“ und mir die Hand reichte, in die ich einschlug. „Jedoch mache ich eine Bedingung“, sagte er, „ich kämpfe nur gegen Napoleon; macht man, was ich nicht für unmöglich halte, in Frankreich die Republik, so kämpfe ich, wenn es nötig ist, für diese und nicht gegen sie.“ Ich akzeptierte lächelnd die Bedingung, nicht ahnend, daß seine Voraussetzung schon eine Woche später sich erfüllt haben würde.

Als Mannhardt in der Nacht vom 1. auf den 2. September wieder in Florenz anlangte und dem Grafen Brassier de St-Simon mitteilte, alles sei mit Garibaldi verabredet und die Aktion könne beginnen, überreichte ihm der Gesandte eine eben über Berlin aus dem Großen Hauptquartier angelangte Depesche, derzufolge die ganze Armee MacMahons in Sedan eingeschlossen sei und sich ergeben müsse. Mannhardts Überzeugung nach war damit der Krieg beendet. Er gab dem Gesandten die Depesche mit den Worten zurück: „Tant mieux — nous avons donc travaillé pour le roi de Prusse.“ Bald danach mußte er hören, daß nach dem Sturz des Kaiserreiches der Krieg weitergehe und daß Garibaldi Caprera verlassen habe, um der neuen französischen Regierung der nationalen Verteidigung seine Dienste anzubieten.

Es ist hier nicht der Ort, die Kämpfe der aus bunten Bestandteilen zusammengesetzten „Vogesen-Armee“ zu schildern, an deren Spitze Garibaldi, nur noch ein Schatten seiner selbst, unfähig ein Pferd zu besteigen, gestellt wurde. Als Ende November Berichte darüber nach Versailles gelangten, sagte nach Moriz Buschs Tagebuchblättern I S. 438 jemand aus Bismarcks Tafelrunde: „Wenn sie den gefangennahmen, würde er doch als ein Mensch, der sich unbefugtermaßen in den Krieg gemengt habe, erschossen werden.“ „Vorher werden sie in Käfige gesetzt und öffentlich gezeigt“, bemerkte Graf Bismarck-Bohlen. „Nein, erwiderte der Minister, ich hätte einen anderen Plan. Man sollte die Gefangenen nach Berlin bringen, dort müßte ihnen ein Plakat von Pappe vor die Brust gehängt werden, auf dem stünde: „Italiener, Zuchthaus, Undank.““ Bohlen meinte: „Dann nach Spandau.“ Der Chef versetzte: „Oder man könnte auch darauf schreiben: „Italiener, Venedig, Spandau.““ Ganz übereinstimmend war Bismarcks gleichzeitige Weisung an Brassier de St-Simon in Florenz, er möge in italienischen Zeitungen unauffällig drucken lassen: „daß die italienischen Gefangenen ausgesondert und unter einer Fahne mit Inschrift „Dank für Venedig“ durch die deutschen Städte marschieren würden“. Als sodann am 28. Januar 1871 die Kapitulation von Paris und der Abschluß eines allgemeinen Waffenstillstandes mit ausdrücklicher vorläufiger Ausnahme der drei südöstlichen Departements und Velforts erfolgt war, richtete Bismarck am 31. Januar 1871 ein Schreiben an Moltke mit dem Ersuchen, falls es auch dort zu einem Waffenstillstand komme, die betreffenden Truppenbefehlshaber anzuweisen, daß sie die Garibaldianer strenger als die Nationalfranzosen behandeln sollten. Er wünschte, „daß gegen Garibaldi die Operationen möglichst energisch und solange fortgeführt würden, daß ihm Waffenstillstand wenn möglich nur gegen volle Waffenstreckung gewährt würde“. Dies ist das letzte Dokument, das die Beziehungen Bismarcks und Garibaldis während des deutsch-französischen Krieges beleuchtet. Wie bekannt, wußte sich Garibaldi nach blutigen Kämpfen bei Dijon der ihm drohenden Umfriedung zu entziehen.

## Reise im Fieber

23. Januar.

Die schöne große Frau, in deren Haus in Tanganjika ich einige Tage Gastfreundschaft genossen, brachte mich mit an Bord der „Modasa“, obgleich die Abfahrtszeit des Dampfers in die Tennisstunde fiel, die sie nie versäumte.

Ich freute mich über diesen Beweis einer Gunst, von der ich mir schmeichelte, sie sei mehr als Höflichkeit, denn ich fühlte mich dieser Frau nahe. Sie hatte etwas Düsteres. Weiße Frauen in den Tropen haben etwas Lüchtliges, etwas Elegisches, etwas Schlaffes oder etwas Heroisiertes, oder nichts von dem allen, wenn sie sich, von einem Europaurlaub noch frisch, zu gesellschaftlicher Schaustellung bescheiden und die Höhepunkte ihres Daseins auf die abendliche Golf- und Tennisstunde im Klub als auf ein Ereignis legen, vor dem Tag um Tag selbst die Sonne Afrikas zu kapitulieren hat.

Ein Zwiespalt besonderer lastender Art mußte das Gemüt meiner Gastgeberin belagern. Mir schien, als ob sie nie auch nur auf Minuten sich davon freimachen konnte. Einmal, heute vormittag, da wir allein beisammen waren und längere Zeit nicht gesprochen hatten, führte sie den Blick, den sie über die Brüstung der Veranda hinaus in die blühenden Chakarangabäume verloren hatte, mit einer so dunklen Schwere in den Raum zurück, daß ich sie prüfend anschauen mußte, als ihre Augen auf die meinen trafen.

Aber diese Augen waren für die Sekunde, da sie an meinen Blicken lagen, von einem unwilligen Schatten verräterisch verdunkelt. Hastig streiften sie davon und lehnten meine Einmischung ab. Denn hinter ihnen hielt sich etwas, das niemand sehen und wissen sollte, und nun grade weiß ich es. Nun grade haben sie es verraten.

Und wer es ist, den sie liebt, weiß ich auch, da mir der verratende Anwille einen Schlüssel gab, unter dem ich jetzt Beobachtungen zusammenformen kann.

Mich fröstelte auf einmal ein wenig. Es lief nur grade so wie ein leichter kühler Atem über meine Haut. War es die Wirkung so plötzlichen Wissens? Draußen lag eine glut schwere Sonne. Ich wollte der Frau eine leise Andeutung geben.

„Mich fröstelt vor dem Anwillen in Ihrem Blick!“ bemerkte ich mit einem nachdrückenden Lächeln.

Darauffhin legte sie ihre Augen ruhig in die meinen und sagte sachlich:

„Wenn es Sie jetzt fröstelt, haben Sie Fieber!“

Ich war betreten, sowohl vor dem Ton, wie vor dem Inhalt der unerwarteten Bemerkung. Ihr Mann kam, gefolgt von dem Boy, mit den Getränken, die vor Tisch genossen hier „appetiser“ genannt werden, und der Auftritt riß ab . . .

Die „Modasa“ hat die Bucht von Daresalam verlassen. Über dem palmenbehängten dünnen Streifen des Landarmes, der ostwärts sie bilden hilft, sind noch Bungalows und der deutsch gebaute Kirchturm zu sehen. Die „Modasa“ ist ein Dampfer der British India Mail, die man nach den Anfangsbuchstaben Bi Ai nennt. Sie ist kein gewöhnliches Schiff, sondern gut genug, dazu ausersehen zu sein, auf einer außerprogramm-mäßigen Fahrt den englischen Kronprinzen abzuholen. Er kommt aus der Union und Rhodesien herauf nach Tanganjika. Dort hat er bei Moschi Freunde, die Familie eines schwedischen Barons, der Pflanzungen besitzt, und wird auf die Löwenjagd gehen, steht in den Zeitungen. Er ist voriges Jahr auch hier gewesen und hat in Daresalam ein großes Argernis erregt, als er beim Betreten des Landes sich kurz vom Gouverneur und den Beamten, die ihn in einem feierlichen Auftrieb abholen gekommen waren, verabschiedete und einem Taxameter herbeiwinkte, mit dem er sich rasch den sich biegenden Rücken entzog. Er machte dieses Argernis klebfest, als er zwei Tage später in einer Tennishofe auf dem großen Ball erschien, den man zu seinen Ehren veranstaltete und



den ersten Tanz nicht mit der hohen Frau Gouverneur, sondern mit dem schönsten jungen Mädchen tanzte, das vorhanden war.

Man weigerte sich anzunehmen, was er mit einem solchen Auftreten zu verstehen gab: nämlich augenscheinlich, daß er den „Prince of Wales“ in London gelassen habe und in Tanganjika das Leben und seine Jugend unbeschwert genießen wollte.

24. Januar.

Das Schiff ist fast leer. Ich habe mir zum Essen ein Tischchen an einem Fenster geben lassen und brauche fast einen Feldstecher, um die Gesichter der nächstliegenden Gäste zu erkennen. Sie füllen vier Sessel am Kapitänstisch. Drei Damen gehören zusammen. Zwei: Mutter und Tochter. Die dritte, Mitte vierzig, reif, üppig, eine schöne Frau, doch nicht wie meine Gastgeberin in Tanganjika von einer eigenartigen, freudlosen, sondern von einer liebenswürdigen, leicht eingehenden Schönheit. Der vierte Mitreisende ist ein junger Mann. Die Gesellschaft ist gleich beim ersten Abendessen auf einem Ton herzlicher Vertrautheit. Wenn ich nicht gesehen hätte, daß der junge Mann erst in Daresalam eingestiegen ist, und gelesen, daß er nach Lourenzo Marques fährt und die Damen nach den Kabinenzetteln schon von London aus an Bord nach Beira unterwegs sind, würde ich ihn für einen nahen Verwandten von ihnen halten.

Aber das ist eines der Merkmale der Reisetchnik der Engländer, daß sie sofort, ohne Hemmung und Übergang mit dem Mitreisenden in Beziehungen einer herzlichen Gemeinschaft stehen, die sich ebenso leicht beim Auseinandergehen löst, wie sie rasch beim Zusammenkommen sich gebildet hat. Sie liegt mit ihren Wurzeln so flach in der Oberhaut, daß der Zwang des allzu nahen Verkehrs auf einem Schiff nie zu einer Gefahr wird.

Stoßen auf Schiffen Deutsche zueinander, so meinen sie, sie hätten sich dem Mitreisenden schwer, aber mit ihrem Tiefsten zu geben. Sie reißen sich dann wund aneinander, wenn die Unentrinnbarkeit in dem nahen Auseinanderhocken bei langen Reisen Konflikte zwischen sie trägt.

Auf dem großen Dampfer von zwanzigtausend Tonnen sind also wir fünf die einzigen Reisenden. Das gibt das Gefühl einer fast wunderbaren Einsamkeit, die über die großen leeren Decks vor einem selber davon in den Indischen Ozean hinaus zu laufen scheint. Der liegt in einem schwarzen Blau da. Ein Südost-Monsun überstürmt ihn und stürzt sich herauf in die Decks. Wie unsichtbarer flüssiger und kalter Stahl durchbläst er den, der die Decks begeht. Man muß gleichsam gegen ihn bergan steigen, wenn man gegen seine Richtung wandert und weht stolpernd auf ihm bergab, wenn er in den Rücken bläst.

Die schöne Frau wandert auch über das Deck durch den Wind. Sie geht in umgedrehter Richtung wie ich. Wir begegnen uns immer an derselben Stelle. Ihre Kleider sind im Wind eng an ihre üppigen runden Formen angesaugt. Sie gibt dessen nicht acht. Ich sehe jezt, daß sie übermäßig schlanke Beine hat; was man bei beleibten Frauen öfter trifft und aus dem Gegensatz heraus eine besondere Reizwirkung ausübt. Ihr Gesicht ist in den Bemühungen, den Anprall des Windes zu ertragen, zu einem entmutigend hilflosen Lächeln verkrallt.

Ich spüre in dem Wind eine gewaltsam sättigende Kühle. Es fröstelt mich. Aber ich brauche nur hinter einen Windschutz zu treten. Da hocht die Hitze Ostafrikas. Ich weiß das. Sie hat sich vor dem Monsun nur grade hinter die Ecke gestellt. Also, ich will ihr hinter der Schutzwand mal einen Besuch machen. Ja, da steht eine gut gesottene Hitze. Aber das Frösteln bleibt. Ich gebe mich ein wenig erstaunt erst der Empfindung hin und finde heraus, daß es nicht genau ein Frösteln auf der Haut ist. Eher ist es im Hirn. Eine zu enge Duse, die nicht genug vom Blutlauf einläßt, und die Folge ist fernes, faches, ja entkörpertes Schwanken.

Da höre ich elf glasen. Gestern war es elf Uhr, als mir jemand wider Willen ein Geheimnis preisgab, und da habe ich dieselbe Empfindung des Fröstelns gehabt wie

heute, wo es auch elf Uhr ist und wo ich dachte, die Hitze an der geschützten Stelle würde dem Kältegefühl abhelfen.

Der junge Mann sitzt mit Mutter und Tochter im Rauchzimmer. Ihr Lachen klatzt durch den Wind wie ein Fegen zu mir.

Die schöne üppige Frau gibt mir, als ich zum Lunch in den Speisesaal komme, ein „smile“, das heißt jenes Lächeln, das bei englischen Damen die Zeremonie der Erlaubnis, sie fortan grüßen zu dürfen, bedeutet. Ich bin mir gewiß, daß ich diese Gunst durch die gemeinsame Bergsteigerei über das Deck im Monsun erworben habe.

Barfüßige Indier in filmmäßig hergerichteter Landestracht tragen ein Essen auf, das dem, der vom Essen etwas weiß und nicht gleichgültig dagegen ist, nicht schlecht, sondern schlangweg grotesk vorkommt. Die Hauptsache englischer Eßkunst besteht im Schema starr festgelegter Speisenfolge. Die Ordnung des Menus ist alles. Die Sache selber nebensächlich. Als „Frische Fische“ wird eingefalzener Stodfisch hingestellt. Der hochtrabende Titel einer Speise „Nabob-Curry“ läßt an indische Märchengerichte denken, deckt aber nur einen Pantisch aus Reis, in dem Currysoße und Rosinen einen barbarischen Zwieklang veranstalten. Das wunderbarste Gericht aber heißt „Pillau of fowl“ — Geflügelreis. In einem geformten Reisklumpen treiben sich fünf oder sechs gekochte Mandeln herum, zwischen denen sich entfleischte Hühnerknochen verstecken, und das Ganze ist mit einer Soße durchtränkt, die aus passierten Zwiebeln und Backpflaumen gemixt ist.

Ich erwartete immer, daß die indischen Bediener in Lachen ausplakten, wenn sie mit ihren blattmagern Händen und der gespreizten Feierlichkeit von halb erwachten bronzenen Bodhisatvas die Gerichte hinstellten. Aber sie hielten Gesichtszüge und Augen in einer geradezu kummervollen und eifigen Spannung. Man hat sie zu Maschinen des Bedienens ausgebildet, so wie die Bodhisatvas Maschinen des Glaubens sind.

Die Fenster des Speisesaals waren vor dem Monsun geschlossen, und die Luft lag in dem niedern Raum als ein eingebickter Brei von Hitze. Ich hatte eine unmäßige Gier nach kaltem Getränk. Gestern war das Bier lauwarm gewesen. Ich habe es dem Obersteward, einem Engländer, gesagt und mahne ihn heute gleich bei der Bestellung. Die Flasche, die gebracht wird, ist wieder lauwarm. Ich sage dem Obersteward: „Mein lieber Obersteward, ich liebe den Braten warm und das Bier kalt!“

„Was wäre natürlicher, Mr. Jacques“, antwortete er und bringt mit schmelzendem Lachen eine neue Flasche, die genau so lau ist wie die abgelehnte. Auf eine neue Beschwerde hin füllte der Obersteward eigenhändig mein Glas halb mit Eis und halb mit Bier, und nun konnte man das Getränk als geistiges Bierwasser überhaupt nicht mehr trinken. Weiteres kann ich nun nicht mehr gegen den Gentleman unternehmen, der mit einem selbstzufriedenen Lächeln wieder seinen Posten an der Tür bezogen hat, von dem aus er die Bedienung der leeren Plätze gönnerisch kontrolliert.

25. Januar.

Beim Durchschweifen der untern Decks stoße ich auf einen hohen Haufen mächtiger Elefantenzähne. Sie lagerten nackt und aufgeschichtet in einem Winkel, in der fast mannshohen machtvollen Schweifung der Form verzauberte Halbmonde aus einem weißen Himmel. Die schwere uralte Schönheit des Begriffs Elfenbein, in allen Altern und Kulturen Exponent von Kunst, Luxus, Materialgüte, ja fast Tabu der Augenlust, Zwilling zu dem Wort: Gold, ist mir nie so eingegangen wie bei dem unerwarteten Anblick dieses verschwenderisch großen Haufens in Naturzustand gelassener Stoßzähne . . .

Doch die fruchtbare Wohligkeit, mit der das Bild meine Phantasie anregte, verweist, als ich durchs Rauchzimmer gehend auf einer Uhr sehe, daß es bald elf war. Auf einmal war ich einer zagen Ängstlichkeit hingegeben. Ich wartete drauf, daß um elf Uhr das Frösteln wiederkäme.



Es kam. Ich weigere mich, einen Schluß daraus zu ziehen, warte noch morgen ab. Wenn es auch dann kommt, so muß ich mich entschließen, zu glauben, daß ich wieder von den Tropen gezeichnet bin. Malaria. Ich trinke mich zunächst mit Whisky über die schwankende Entschlußkraft weg. Die schöne üppige Frau lächelt beim Vorbeigehn. Ihr Lächeln ist Anteilnahme, bringt mir eine fast fiebrige Wärme ins Gemüt. In einer nicht mehr natürlichen Erregung arbeiten meine Vorstellungen, zugleich mit der düstern Frau in Tanganjika, ohne daß es ihnen gelingt, ihr Bild in Ruhe zusammenzufassen.

Übermorgen sind wir in Beira, von wo ich nach Rhodesien reise, nach Salisbury zunächst. Ich bin eingeladen dort bei Amélie. Sie hat einen englischen Beamten geheiratet, und ich habe sie seit 1902, als ich nach Deutschland zur Universität ging, nicht mehr gesehen. Damals war sie noch ein Kind. Schon seit Jahren habe ich diesen Besuch bei ihr in Salisbury ausgemacht. Wie teuer diese Küstenreisen sind! Für die vier Tage von Daressalam bis Beira kostet die Passage zweihundertsechzig Schilling. Unverschämte Ausnützung. Die Tropenleute müssen viel Geld verdienen, daß sie sich das trotz der Konkurrenz der Linien gefallen lassen.

Ich muß mir den Mantel über die Knie legen. Wieder lächelt die üppige Frau. Soll ich ausdenken wagen, was ich tun muß, wenn es morgen um elf Uhr wiederkommt und die Gewißheit gibt, daß ich Malaria habe? Fünfzehn Jahre hatte ich keine mehr. Meine letzten Reisen blieben davon verschont. Ich habe von Daressalam an Amélie gedrahlet, daß ich am 28. Januar in Salisbury ankommen werde. Wenn ich mit Fieber hinkomme! Wenn es geht, wie damals in Australien, daß mir das Fieber die Reise zerschlägt! Ich weigere mich, Fieber zu haben. Ich könnte mir ja ein Thermometer geben lassen und mich überzeugen. Das ist ein außerordentlich einfacher Gedanke. Aber nur scheinbar. Denn seine Ausführung könnte die Glasglocke einschlagen, die ich mit der Hoffnung, das Frösteln sei die Folge anderer körperlicher Zustände, um mich baue.

26. Januar.

Ja, also! Elf Uhr, es ist wieder da. Ich hadere mit allen Geistern, die bisher mit mir waren. Aber ich kann nicht anders: ich werde mich nicht drum kümmern. Es fällt mir nicht ein, mir die Reise zertrümmern zu lassen. Zwei Dinge warten, die ich haben muß: die Ekstase der Natur in den Zambesifällen bei Livingstone voll geologischen Geheimnisses und das unlösbare Rätsel von Salomos Goldstadt Zimbabwe. Und Amélie natürlich! Ich spiele verliebt mit Erinnerungen an sie. Schönes, langes, hellhäutiges Kind. Ihre Augen ... von langen Wimpern umsternt, grün ... Efelei ... Das war vor dreißig Jahren. O Gott, könnte ich jetzt die Last abwälzen, daß ich von Fieber bedroht bin! Immer aus dem Negativen kommt das Wissen um das „Ja!“ Ich schmecke jetzt geradezu auf der Zunge, wie gesegnet, wie von Glück begnadet ich wäre, wenn keine Krankheit mir die Reise störte; wenn ich diesen Weltteil, in dem ich nun seit drei Monaten reise, unbeschwert in den Besitz meiner Phantasie nehmen könnte.

27./28. Januar.

Nach Mitternacht. Ich habe durch „Protektion“ ein Schlafwagenabteil für mich. Der Zug, in dem ich seit sechs Stunden sitze, keucht in einer hellen Nacht den Amatongas-Urwald hinauf. Bäume von fünfundsiebzig Meter Höhe, Löwen und Elefanten sind in ihm. Er liegt im östlichen Steilsturz des afrikanischen Rand- und Tafelgebirges.

Jetzt erst kommt mir zum Bewußtsein, daß ich die verhängnisvolle Stunde um elf Uhr Vormittag übersehen haben muß. Ich habe keinerlei Erinnerung an sie. Wäre es möglich, daß sich das Fieber im Bewußtsein einfach hätte übergehen lassen ... Hirn und Einbildungskraft wären in dem Erlebnis der Stadt so stark gespannt gewesen,

daß ich über den Zwang, das Auftreten des Fiebers zur Kenntnis zu nehmen, hinweggeglitten wäre, so wie das Ohr das Schlagen einer Uhr überhören kann, wenn andere Sinne das Nervensystem so stark beschäftigen, daß diese das Gehör nicht zu seinem Recht kommen lassen.

Mir war nämlich sozusagen die Führung dieses Tages aus der Hand genommen worden. Ich war, wie in eine Woge, in eine Gastlichkeit geraten, von der ich mich hintragen lassen mußte. Es blieb für mich selber keine Zeit.

Dem denke ich nun in einer beschwingt bewegten Schlaflosigkeit nach, die von einer glücklichen Unruhe erfüllt ist. Die Hitze, die mit dem Wahnsinn der Blindheit die Stadt durchstoßen und in dem Abteil des Wagens, der den ganzen Tag im Bahnhof in ihr gestanden, zu einem dampfigen Mus verflochten auf mich gewartet hatte, ist abgewichen.

Ich stehe, Triumphator über ihr und dem Fieber, zwischen dem Nachgeschmack der portugiesisch angefärbten Küstenstadt Beira und dem Vorschmecken des Wiedersehens mit Amélie in Salisbury. In zwölf Stunden wird es stattfinden. Das Erwarten dieses Wiedersehens erfüllt mich in Schwämmen mit einer Süße, die von Wehmut durchseucht ist. Es trägt die Erinnerungen unserer gemeinsamen kleinen und schweremütig geliebten Heimat in die Randlosigkeit der Fremde dieses Erdteils, die gedämpfte Sonnigkeit klein beisammenhaltender Täler in seine Grelle, Weite und Schwärze, die Mäßigkeit seines vom Golfstrom beatmeten Klimas in das Unmäßige der Tropen.

28. Januar

Als der Zug im Bahnhof von Salisbury einlief, lehnte ich mich weit zum Fenster hinaus. Werde ich sie erkennen? Sie mich? Dreißig Jahre! Der Teufel. Hundert Menschen standen da, Männer, Frauen, Weiße, Neger, Indier. Es vergehn Minuten. Keine Frau macht Anstalten, aus dem Menschenrudel herauszuweichen, gegen mich winkend eine Hand, zulachend zwei große, von langen Wimpern umkränzte grüne Augen zu erheben. Jetzt auf einmal erinnere ich mich an die übermäßige Feinheit ihrer Nase. Ich bin von einer ungeduldigen Angst besessen, Amélie könnte nicht da sein, es könnte nicht mit ihr das so innig zwischen Schwermut und süße Erwartung gelegte Wiedersehen geben. Oder ... ich fühle den Stich eines Schmerzes in der Brust: wir erkennen einander nicht wieder ...

Da brachte der Schaffner einen kleinen Herrn, das Gesicht von scharfem englischem Schnitt unter einem Tropenhut, in mein Abteil. „Da ist der Herr!“ hörte ich den Schaffner sagen.

Der andre trat auf mich zu: „Oh, Mr. Jacques, ich bin betrübt. Amélie ist im Seebad unten an der Küste bei Durban. Ich bekam erst gestern Ihr Telegramm. Aber ich habe gleich hinabgedrahtet.“

Es war ihr Mann. Er war in Begleitung eines Freundes, des Mr. Philpott, der gerade bei ihm wohnte, und wir fuhren gleich zum Bungalow hinaus, das weit vor der Stadt in völliger Einsamkeit liegt. Ich bin von einer traurig machenden Enttäuschung angefüllt. Amélie ist in einem der neuen Seebäder zwischen East-London und Durban und kann vor sechs Tagen nicht hier sein. Harry Giles ist vom ersten Augenblick an von einer feinen Kameradschaftlichkeit zu mir. Er vertritt Amélie aufs Natürlichste und Selbstverständlichste. Wir haben zu dritt mit Philpott auf der in Drahtgaze eingesponnenen Veranda einen Cocktail vor dem Nachessen getrunken, der von der Tageszeit, in der man ihn zu sich nimmt, den reizenden Namen „sundowner“ trägt — der Sonnenuntergänger. In Wirklichkeit ging auch am Beginn der Trinkzeremonie hinter dem Hügelzug jenseits des Tals die Sonne unter.

Weshalb aber findet die liebenswürdige Bereitschaft, mit der Harry mir begegnet, keinen Gegenklang bei mir? Ein prächtiger Kerl, in meinem Alter, ein beflüssener Gastgeber, voll natürlicher Bereitwilligkeit — und ich sperre mich gegen ihn?!



29. Januar.

Harry fährt jeden Morgen in sein Büro. Er ist Manager in einer großen Gesellschaft. Philpott will mir Salisbury zeigen. Wir fahren also mit zur Stadt. Was hätten wir auch in dem entlegenen einsamen Bungalow angefangen! Ich nehme die Leica mit. Der Tag hat mit einer bedenkenlos heißen Sonne begonnen. Aber kein Vergleich mit der Hitze Beiras. Salisbury liegt auf eintausendvierhundertfünfzig Meter Höhe im trockenen Binnenland. Es ist genau vierzig Jahre alt, und wir kommen in den Teil der Geschäftsstadt, der mit dem Lineal auf das Reißbrett der ebenen Fläche gezogen ist. Kolonnaden mit Eisensäulen decken die Sonne vor den Schaufenstern der Läden ab. Tausend Autos parken, in langen Reihen nebeneinander geschichtet, durch die breiten Straßen.

Philpott führt mich zu einer Auslage, die mir als etwas Märchenhaftes vor kommt. Es stehn gerade einige Neger in zerschlossenen europäischen Kleidern vor den großen Fenstern. Sie merken unsere Absicht, vor dem Geschäft stehn zu bleiben, und drücken sich gleich davon, schlendern träg weiter. Es ist die Auslage einer Minenagentur, die die Antäufe von Schürfrechten oder von schon in Betrieb stehenden Minen vermittelt. Hinter den zwei großen Schaufenstern liegen auf weiß lackierten Gestellen, übersichtlich nebeneinander geordnet, Proben sämtlicher Bodenschätze Rhodesiens. Ich habe die Namen abgeschrieben, wie sie an den Erzproben angeschrieben sind. Hier sind sie: Thorium, Bismuth, Magnesit, Turmal, Blei, Zinn, Graphit, Kupfer, Beryl, Antimon, Zyanite, Asbest, Chromerz, Diamanten, Kohlen, Glimmer, Arsen, Wolfram, Silber, Vanadium . . . und auf einer Schüssel in der Mitte aus dem Ganzen herausgehoben: Gold!

Welcher Reichtum! Einundzwanzig Arten! Für wieviel mehr Menschen noch Materie auf der Erde vorhanden ist, wenn es die Absicht der Schöpfung wirklich sein sollte, der Erde den Menschen als Sachwalter bestellt zu halten.

„Gold!“ sag ich der Schrift auf dem Schildchen in der Mitte nach, ein wenig verführt von dem Tabu, das diesen Begriff umstrahlt.

„Nicht bedeutend!“ bemerkt wurstig Philpott. „Zu viel Kleinbetrieb, wissen Sie. Wie verhalten Sie sich zu einem ‚Drink?‘“

Und als wir in einer Bar am Tisch vor einem Glas Bier standen, bekam ich wieder einen leisen Anfall von Kälte und Schwindel. Ich schlag mit dem Knöchel auf die Zinkplatte. Philpott schaute mich fragend an. „Recht gutes Bier!“ sag ich ausweichend. Denn ich habe einen Gedanken gehabt und im selben Augenblick einen Plan gefaßt. Doch darf Philpott oder gar Harry nichts davon wissen.

Ich will von dem Fieber sozusagen davonreisen. Jetzt bin ich sicher, daß ich wieder Malaria habe. Ich muß es drauß ankommen lassen, ob sie mit mir läuft oder ich mit ihr laufe. Deshalb werde ich morgen die Rundreise zu den Viktoriafällen und nach Simbabwe beginnen, bevor Harry merkt, daß ich Fieber habe, was ihn gewiß veranlassen würde, mich nicht reisen zu lassen. Denn unbedeckte Köpfe und eine Temperatur schon von 37,9 gehören in Afrika zu den großen Schrecken. Ich werde Harry davon überzeugen, daß ich die Zwischenzeit zu Amélies Ankunft so am besten verende.

Dieser Entschluß hilft mir über die böse Auflehnung gegen die Drohungen des Fiebers. Ich trinke noch ein Bier. Dann schleppt Philpott mich ins Museum. Da sei ein deutscher Präparator. Er sei schon lang da und auch den Krieg über geblieben. Es sei niemandem eingefallen, ihm etwas anzutun. Er sei tüchtig.

Den Präparator als Dokument englischer Duldsamkeit finden wir nicht mehr vor. Er sei vor zwei Jahren gestorben. Aber ich sehe die ersten Funde aus Simbabwe. Es ist nicht viel, ja eine kleine Enttäuschung. Ich muß mich zusammennehmen und den Anfall eines allerdings leichten Schüttelfrostes überwinden. Ich bücke mich tief über den Glaskasten mit persischen und chinesischen Scherben, Golddrähtchen, einer

winzigen Astartedarstellung, ebenfalls aus Gold, und tralle die Hände um die Ranten. So geht's. Philpott merkt nichts. Hält es gewiß für übertriebene Sehbegier.

Wir lunchen später mit Harry in einem Lokal, das eigentlich eine Konditorei ist, und da kommt draußen ein von vierzehn Eseln gezogener Wagen vorbei. Er wird überholt von einem Lastauto und während der Dauer, die er mir im Gesichtsfeld bleibt, von zehn oder zwölf Personenwagen. Hinter ihm schnauft ein schwerer Traktor her. Aber nichts von der Schnelligkeit oder der Größe der Maschinen ist so sehenswert wie die Feierlichkeit der vierzehn Esel, die paarweise hintereinander gehn.

An einer der Eisensäulen, die das Vordach des Hauses tragen, lese ich auf einem Emailschild: Import Compagnie für Minen-Sprengstoffe. Das Fieber ist langsam von selber gewichen. Harry ist mit meinem Plan einverstanden.

Nachmittags zu Hause verbringe ich Stunden damit und habe alle Künste meiner großen Fahrplan-Erfahrenheit anzuwenden, um mir die Verbindungen und Reisegelegenheiten zusammenzustellen. Ich habe dabei unter anderen drei verschiedene Bahnlinien zu benutzen, und sie fahren nicht jeden Tag und gehn nie in Übereinstimmung miteinander. Man sollte sagen, daß grade die Engländer, die in den weiträumigen Gebieten ihrer Kolonien auf ausgedehnte Aufenthalte in Zügen angewiesen sind, sich das Reisen leicht machen. Aber das tun sie nicht, und sie nehmen von der Bahn sowohl die schrecklichsten Verbindungen hin wie auch ein Unterkommen in den Wagen, das nicht die geringste Anstrengung macht, die langen Fahrzeiten angenehm zu gestalten. Die Schlafwagenabteile sind für vier Reisende, außerordentlich puritanisch und eng, werden nicht recht sauber gehalten, Nachteile, die im afrikanischen Klima verstärkt beschwerlich sind. Drahtliche Vorbestellungen auf zu belegende Plätze findet man selten ausgeführt. Das weiße Personal ist undiszipliniert und wenig höflich, und das Schmiergeld ist ein Zwang, an dem ein Reisender, der den bescheidensten persönlichen Wunsch hat, nicht vorbeikommt. Die „Einrichtung“ beherrscht überall die Menschen, nicht die Menschen sie.

Mir scheint, die Engländer haben den ersten Zustand des Aufenthalts in Kolonien mit seinem Zwang zu Anspruchslosigkeit, zu Bedürfnislosigkeit einfach bewußt als eine Einrichtung beibehalten, die einen nationalen Charakter angenommen hat. Gehst du in die Kolonien, so ist es so und nicht anders! Denn diese Bescheidenheit der Anforderungen an die Umgebung findet man nicht nur in den Bahnen, sondern ja auch im Haus des Kolonialengländers. Alles ist dürftig und einfache Notwendigkeit. Der Aufenthalt ist ein Provisorium, ein vorübergehender Zwang, und sein einziger Zweck ist der Reiz zu der endgültigen Rückkehr nach Merry old England, wenn man die vorbestimmte Zeit in der Kolonie abgessen hat.

Beim Sundowner versuche ich, von Harry eine Bestätigung dieser Auffassung zu bekommen, sage ihm, daß das, was an seinem Bungalow wohnlich ist, von Amélie stammt, die keine Engländerin ist.

Er antwortet nur: „That's so!“ mit einem Ton des Erstaunens, daß es ihm jetzt erst eingeht.

Philpott belegt es nur: Er sei ja nur vorübergehend als Gast von Mr. und Mrs. Giles in Salisbury und wohne seit vierzehn Jahren in einer als Hotel dienenden Baracke an der Grenze von Portugiesisch-Ost. „Und“, sagt er, „um meine Löwen da zu schießen, ist mir die Eisenbettstelle in der Holzkammer komfortabel genug.“

30. Januar.

Harry Giles und Philpott brachten mich um halb zwölf zum Zug, und wir waren viel zu früh, standen lange herum. Ich hatte auf einmal hohes Fieber und durfte es nicht merken lassen. Kaum konnte ich noch auf den Beinen stehn. Ich sagte, ich wollte mir noch etwas besorgen, ging ins Bahnhofrestaurant und stürzte zwei Flaschen Mineralwasser gegen den höllischen Durst hinunter, ohne daß er gelöscht wurde. Aber



ich konnte sitzen, doch wenigstens den Kopf über den Tisch auf die Arme legen, um über den Zustand Meister zu bleiben. Wenn ich nur erst im Zug säße!

Es sei ein Abteil für mich allein belegt, sagte mir Harry, als ich nach einiger Zeit zurückging. Er habe das gemanaged ... Und das stimmte auch. Als der Zug vorfuhr, hing an dem einen Fenster ein Zettel mit dem rätselhaften Wort: Comfortable. Dahinter war mein Abteil.

Der Zug durchfährt ein Land, das mir eine Spannung gibt, in der ich die Einwirkung des Fiebers lange bewältigen kann. Es ist wohl überall mit flachen Weiden bedeckt. Aber in ihnen treiben sich, soweit man über das Land sieht, steinerne Erscheinungen herum, von gewaltsamem Aussehn, eine anders wie die andre. Es sind die letzten Bröckel von Gebirgen, die durch uralte Verwitterungen abgetragen worden sind. Da hocken als Rest eines Berges ein paar Riesen, die sich starr gegeneinanderlegen. Ihre Körper sind haushohe Knäufel, auf der Hobelbank der Regen und Stürme von Jahrzehntausenden gedreht.

Die Weiden schwimmen weiter bis zu einem als Stein erstarrten Wasserfall. Er stürzt Kirchturmhoch herab aus dem leeren Himmel und ist von den Griffen urhafter Orkane zerfetzt. Der versteinerte Fall ergießt sich in ein Meer von Geröll, das weithin durch zwanzig- bis dreißigtausend Jahre Sieger über Humus und Gras bleibt. Viele Termitenhügel sind dazwischen aufgebaut und sehen aus wie ein Zug Erderhebungen auf der Wanderschaft. Einmal fahren wir in einen hinein. Er ist so mächtig, daß die Bahn sich hat einen Kanal hindurchschneiden müssen und die Wände dieses Kanals beiderseits die Wagen überragen.

Eine halbe Stunde weiter ist ein Gebirg als Tore zu einem Felsentempel erhalten, und der Tempel ist die Luft, ist das von einem unsagbaren Zauber gewebte hohe Licht der afrikanischen Hochebene. Vor dem Tor erhebt sich ein Adler. Er hat eine Schlange gefangen, die er in starr nach unten gehaltenen Krallen davonträgt. Die Schlange schlägt sich wie eine lebendige Peitsche von unten herauf, mit dem Schwanzende gegen ihn. Er scheint es nicht zu merken. Böse eilt er in die Höhe.

Sooft ein Bahnhof kommt, lese ich auf einem abseitsstehenden Häuschen, in dem sich die Bedürfnisanstalten für farbige Reisende befinden, zwei Wörter, die mein Ohr verzaubern: Abafazi ... Amadoba ...

Ich passe sie dem Rhythmus der Fahrgeräusche der Bahn an, und sie schwellen in eine große Symphonie aus, diese Worte, die auf Deutsch nichts andres heißen wie Männer ... Frauen.

Noch sie werden mir wie mit einem Schlag im Mund zertrümmert. Ich muß mich auf einmal meinem Zustand ergeben. Ich vermag gegen die Fieberwellen nicht mehr aufrecht zu sitzen. Das Erscheinen der Dinge außerhalb des Zugs fährt wie mit Messern bohrend durch meine Augen. Der Zug wirft und stößt mir das Hirn wund. Jetzt geht's los. Bis zum heutigen Anfall waren nur leise Mahnungen gekommen. Ich gehe mit unflätigem Gefluch gegen meinen Zustand an, betrommle mit den Fäusten den von Fiebern taumelnden Kopf, als könnte ich sie mit dem Einsatz eines brutalisierenden Willens heraus schlagen, die die Fortsetzung meiner Reise bedrohn ... Wann die Fieber weggingen, weiß ich nicht. Ich bin schließlich eingeschlafen.

Als ich erwachte, hatte ich einen freien, wenn auch daunenweichen Kopf. Ich erwachte dran, daß die Tür geöffnet wurde und eine Stimme hereinschrie: „Dinner ready, Sir!“ Die Tür schoß wieder zu. Ich wusch mich und ging in den Speisewagen. Es war wunderbar. Draußen schon die Nacht. Viele Menschen mit lebenslustigem Geklapper an den Tischen. Hunger und Freude aufs Essen. Ich trank einen südafrikanischen Wein, „Drakensberger“, ein Name, der hier angewandt, einem lachen machte und zugleich Schwärme von Rheinerinnerungen in die Luft der Phantasie warf, Fluten von Dingen hochtrieb, die mir als Student in Bonn vergangen waren. Von dem Anfall war mein

Gemüt wie ein gepflügter Acker locker und samenempfänglich. Der Besitz des Lebens war von einer klingenden, süßen Tiefe und fand einen musikalischen Ausdruck in den beiden Klängen: Abafazi . . . Amadoda . . . die ich nicht müde wurde, zu unendlichen Melodien in mir zu verspinnen.

An meinem Tisch sitzen noch zwei Männer. Ich achte nicht besonders auf diese Tischgenossen, ja, ich bemühe mich, sie zu übersehen, um nicht von ihnen bemerkt und etwa angeredet zu werden. Zu diesem Zweck lege ich auch ein Buch vor mich, in das ich mich jeden Augenblick vor einem Wort von außen flüchten könnte. Es war Boeckmanns „Kampf im Süden“. Ich bin ja wie nach einer wunderbaren Rettung in einer aufs eigene Innere versessenen Weise von mir selber befangen, verstrickt in mir selber.

Es sprach mich auch niemand an, und auch gegeneinander blieben die beiden andern stumm. Darin lag die Fortsetzung von Reiseerfahrungen mit Engländern. Sie sind für einen Reiseplausch gleich und ausgiebig locker, achten aber in derselben Bereitwilligkeit das Verweigern eines solchen durch den Mitreisenden, der sich verschlossen zeigt, und üben dann disziplinierteste Selbstenthaltung.

Es waren zwei wundervolle, wie auf Rausch und Traum getragene Stunden, die ich in dem von Plappern, Klappern und dem donnernden Schwingen des Zugs bis in den letzten Spalt angefüllten Speisewagen zubachte, so schweigsam nach außen doch im Innern lustvoll hochgeworfen in meine Reise ins Herz Afrikas hinein.

(Schluß folgt)

PAUL FECHTER

## Trägheit des Denkens

### I.

Vor ungefähr einem Menschenalter gab es in Deutschland ein sehr starkes, sehr allgemeines naturwissenschaftliches Interesse. Die Namen Haeckel und Darwin waren geradezu populär: von der „Entstehung der Arten“ bis zur „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ wurde alles verschlungen, was sich mit Abstammungslehre und Entwicklungstheorie beschäftigte. Selbst die Energetik Wilhelm Ostwalds bekam noch etwas von diesem neugierigen Zeitanteil an der Enträtselung der Weltgeheimnisse mit.

Denn die Wißbegier der Zeit und ihr Bedürfnis nach gewußter Ordnung der Welt machte nicht beim Menschen und seinen Affenahnen halt: der Entwicklungsgedanke führte ganz von selbst nach rückwärts über die noch unbelebte Erde in das Reich der Kosmogonien. Der beglückende Rausch des Aufgefädeltseins auf den endlosen Reihfaden der Zeit wuchs ja gerade aus der Vision eines geschlossenen Nacheinander vom Weltennebel bis in das friedliche Familienzimmer, in dem diese Erkenntnisse von Vater mit Begeisterung verschlungen, von Mutter mit einigem Gruseln und einer Dosis weiblicher Skepsis gegen den ganzen männlichen Wissenschaftsbetrieb entgegengenommen wurden. Das naturwissenschaftliche Interesse reichte nicht nur vom Menschen bis zur Urzelle; es ging zurück bis zum Anfang der Welt und der Zeit überhaupt. Je größer die Räume, je höher die Zahlen der Lichtjahre, desto angenehmer das Erkenntnisgruseln vor den gelösten Welträtseln. Physik und Astronomie berührten sich mit der belebten Welt in der Entwicklungsgeschichte und empfingen von ihr aus soviel Beziehung auf das Leben, daß die Aufgaben, die sie dem Denken wie dem Wissen stellten, gern hingenommen und wenigstens angedacht wurden. Es war, als ob noch einmal vor dem Beginn der großen Spezialisierung auch für das Publikum



die Gesamtheit der Wissenschaften wie in den Tagen des großen Leibniz in Eines zusammengefaßt wurde — wenigstens von den durch Fachwissen Unbeschwerten. Das Saeculum historicum endete als Jahrhundert der Naturwissenschaften fürs Volk: das Geschlecht unserer Väter erlebte in den letzten ruhigen Bürgerjahrzehnten vor der großen Katastrophe die Sensation einer völlig durchleuchteten Welt. Organisches und Anorganisches, Astronomie und Geschichte der Welt als werdende wuchsen in eines: der Makrokosmos und der Mikrokosmos beugten sich den Gesetzen der klassischen Mechanik, aus der mit einigen unbemerkt bleibenden Gewalttaten die ganze Welt vom „Es werde“ bis zum elektrisch angeknüpften Licht ohne Sprünge Schritt für Schritt abzuleiten war. Für soviel wissenschaftliche Erleuchtung konnte man schon die Aufgabe des Lesens und die paar Formeln, die es dabei zu schlucken galt, auf sich nehmen.

Das ging so etwa bis 1900. Um die Zeit begann der neue Einbruch der Philosophie, die man bereits glücklich erlebte geglaubt hatte, in das bürgerlich-monistische Weltgebäude, und begann der neue Vormarsch der Physik. Die Philosophie, immer noch merkwürdig vital, brach aus Vater Haedels schönem Prachtbau die Fundamente, und das Gebäude fiel mit lautem Krachen zusammen; die Physik mit Planck, Willy Wien, Rutherford an der Spitze, ging aus dem unendlich Großen ins unendlich Kleine, und auf einmal, fast unheimlich rasch, war das ganze Riesenluftschloß eine klägliche Ruine. Die Lösung der Welträtsel erwies sich als Illusion: man brauchte nicht mehr nur genießerisch letzte Ergebnisse entgegenzunehmen, sondern sollte wieder, wofern man überhaupt teilhaben wollte, am Rande der Probleme mitdenken, mitarbeiten. An die Stelle der bequemen wirklichen oder angeblich wirklichen Tatsachen traten wieder unbequeme Aufgaben, die Forderungen stellten; aus der sicheren Gewißheit wurden neue Probleme, die so oder so eine geistige Stellung und geistige Arbeit forderten.

Zur Erfüllung dieser Forderung aber hatte die Zeit wenig Neigung; denn das stand in direktem Widerspruch zu der Art und Weise, in der sie bis dahin an den Sensationen des Wissens um die Natur teilgenommen hatte. Das eben noch so gesteigerte naturwissenschaftliche Interesse versank sehr rasch, verschwand im Nichts, als man ihm statt fertiger Resultate Denkaufgaben stellte. Es wurde nicht etwa abgelöst von einer Teilnahme an den neuen Forschungen und Ergebnissen der exakten Wissenschaften; es verwehte überhaupt, wenigstens was die weiten Kreise, das ganze große gebildete und halbgebildete Publikum anging. Das wollte Sicherheit, nicht ein Vielleicht, wollte Gaben, nicht Aufgaben; es wandte seine Neigung von der Lebens- und Weltanschauung wieder auf das Leben, auf die Welt als solche. Das Tier, das isolierte, außerhalb aller Entwicklungsreihen stehende, trat seinen Siegeszug an, im Tierbuch, in der Photographie — und der Mensch selbst, an sich, nicht nur als Glied einer endlosen Entwicklungskette, wurde sich von neuem interessant. Das Ideelle, Denkerische, das in Resten selbst noch im primitiven Monismus der Haedelzeit gelebt hatte, versank, vielleicht aus einer Enttäuschung; übrig blieb das Anschauliche, das Einzelwesen, die Biologie, wie man jetzt sagte.

Man sieht das sehr deutlich an den verschiedenen Auflageziffern, die heute Bücher berichtenden, darstellenden Inhalts neben solchen mehr spekulativer, weltanschaulicher Wissenschaftlichkeit haben. Ein Beispiel geben etwa die Schriften Bengt Bergs und die von Sir Edvard Jeans. Bengt Berg, der von den letzten Adlern und von seinem Freund, dem Regenpfeifer berichtet, wird in Tausenden von Exemplaren verschlungen, weil er Tatsachen, Endgültiges gibt. Jeans, der das Riesendrama des Kosmos im Großen wie im Kleinen, im Weltraum wie im Atom mit einer unheimlichen Spannung hinstellt, findet kaum Leser, bleibt in den ersten Auflagen stecken. Er interessiert nicht, wenigstens die Deutschen nicht. Seine englischen Landsleute haben seine Bücher in den ersten Wochen in vierzig-, fünfzigtausend Exemplaren gekauft, so daß sich hier auch noch ein sehr interessantes völkerpsychologisches Problem aufstut.

## II.

Die Frage ist: was ist hier vorgegangen? Sie ist schwer zu beantworten, zumal wenn man das englische Gegenbeispiel vor Augen behält. Die Zeit hat bei uns offenbar im letzten Menschenalter eine andere Wendung genommen als bei den andern, und ein verlorener Krieg absorbiert wohl auch mehr Kräfte vom Geistigen fort auf das Reale hin als ein gewonnener. Wer sich dreißig Jahre lang für Embryonen und Protozoen interessiert hat, für Phylogeneſe und Ontogeneſe, mag, wenn deren schönes Weltordnungsschema ins Wackeln gerät, nicht gleich hinterher noch dazu auf dieselbe Gefahr hin an Ionen und Wellen, Koordinaten-Transformationen und Atommodelle herangehen. Das Organische hat vor dem Anorganischen immer etwas vorausgehakt und hat diesem jetzt offenbar gar nichts mehr übrig gelassen. Das Anorganische interessiert wahrscheinlich am meisten immer dann, wenn es sich am Anfang oder am Ende wieder dem Organischen verbindet, als seine Vorstufe oder als sein Endergebnis auftritt. Wenn die Mechanik der Atome eines Tages dazu führt, daß aus ihren Konstellationen irgendwo das erste Stückchen Leben, das erste primitive Protoplasma sich ergibt, so interessiert das genau so, wie wenn etwa bei Fechner die Welt des Anorganischen zum starren Friedhof des durchgelebten Organischen wird und Atomistik und Astronomie in gleicher Weise ans eisige Ende der Lebenswelt rücken. Für sich selber genommen aber sind Chemie und Physik im Einzelnen zwar interessante Forschungsgebiete, die jedoch ohne direkten Bezug auf das Leben, vor allem auf das des Menschen, und damit abseits der Bezirke verbleiben, von denen sich die Neugier unmittelbar gereizt fühlt.

Das ist indessen noch nicht alles. Es kommt hinzu daß von heute aus gesehen eine ganze Anzahl von Generationen bereits nicht mehr die Voraussetzungen mitbringt, die für das Aufnehmen und Mitleben der neuen Entdeckungen und Erkenntnisse in den Gebieten der exakten Wissenschaften notwendig sind. Früher, etwa bis 1900, lernte man auf Gymnasien und Realgymnasien gerade so viel von Physik und Chemie und höherer Mathematik, um nachher ohne allzuviel Mühe und Arbeit selbst auf den Hochschulen mitkommen und die wichtigsten neuen Ergebnisse wenigstens im Umriß verfolgen zu können. Der Anschluß war noch gewahrt; gerade der aber riß um 1900 etwa ab. Die Schulen blieben im wesentlichen bei dem stehen, was sie immer gegeben hatten, fügten höchstens ganz leichte Aufbesserungen hinzu, weil sie einfach nicht mehr geben konnten. Die Forschung aber begann gerade um die Jahrhundertwende in einem Tempo davonzurasen, das jedes Einholen, wenn man einige Zeit zögernd zusehen hatte, unmöglich machte. Plancks Quantenhypothese und Einsteins Relativitätstheorie, die Arbeiten von Niels Bohr und de Broglie, von Schrödinger und Heisenberg haben in dem einen Menschenalter von 1900 bis heute zwischen die Naturwissenschaften und die Voraussetzungen, die auch der interessierte und gebildete Mensch mitbringt, eine Kluft gelegt, die im Sinn des alten Anteilnehmens kaum mehr zu überbrücken ist.

Man erlebt diesen Vorgang wieder einmal sehr deutlich, wenn man ein kleines Buch durchsieht, das vor kurzem erschienen ist: Krise und Neuaufbau in den exakten Wissenschaften (Franz Deuticke, Leipzig und Wien). Es enthält fünf Wiener Vorträge von Mark, Thirring, Hahn, Nöbeling und Menger: über die Erschütterung der klassischen Physik durch das Experiment und über die Wandlung des Begriffssystems der Physik, über die Krise der Anschauung, die vierte Dimension und den krummen Raum und schließlich über die neue Logik. Mit ausgezeichnete Klarheit und Übersichtlichkeit wächst in diesen fünf Reden der ungeheure Wandel in den Betrachtungsweisen und Arbeitshypothesen auf, den gerade die neuere Physik durchlebt hat. Man überblickt wieder einmal weithin den Weg, den sie durchlaufen mußte, um heute fern der Welt der gewöhnlichen Menschen im Raum ihrer verdünnten geistigen Luft hinzuwandern; man sieht den Riesenabstand, der den heutigen Begriff Physik von dem einstigen trennt, der immer noch von den Schulen aus als Grundlage immer



neuen Generationen mitgegeben werden muß, wie einst in den Tagen der Romantik, da Alchim von Arnim in Halle noch Naturwissenschaften als solche studieren konnte, weil selbst Physik und Chemie noch ungetrennte Gebiete waren. Und man sieht zugleich, daß die heutige Fremdheit zwischen Wissenschaft und Welt nicht nur vom Gegenstand und seinen Schwierigkeiten, sondern auch von dem Instrument und seinen Widerständen her bedingt ist, dem die Bearbeitung des Gegenstandes obliegt.

Aus diesem kleinen Buch, in dem fünf kluge Männer eine ebenso umfassende wie knappe, alle wesentlichen Fragen berührende und doch nur das Entscheidende auswählende Darstellung der gegenwärtigen Lage geben, geht nämlich mit voller Klarheit hervor, daß für die Lockerung der Beziehungen zwischen den heutigen exakten Naturwissenschaften und dem Publikum nicht nur die wachsenden Schwierigkeiten der Materie bestimmend gewesen sind, sondern viel mehr die Widerstände, die das Denken den steigenden Anforderungen der modernen exakten Wissenschaften entgegensetzt. Der Vortrag von Hans Hahn über die Krisis der Anschauung schließt mit dem Satz: „Nicht, wie Kant dies wollte, ein reines Erkenntnismittel a priori ist die Anschauung, sondern auf psychischer Trägheit beruhende Macht der Gewöhnung.“ Der Satz ist etwas hart, selbst wenn man gerade von den verblüffenden Beispielen herkommt, mit denen der Verfasser die Anschauung ad absurdum führt. Die Formel von der psychischen Trägheit aber besteht zu Recht, insonderheit, wenn man diesen Begriff Trägheit nicht auf die Psyche beschränkt, sondern auch auf das Denken, den sogenannten Geist ausdehnt. Die heutige Kluft zwischen den exakten Naturwissenschaften und der Welt hat sich zum großen Teil durch den Widerstand ergeben, den Durchschnittsdenken und Anschauungsgewohnheit den Anforderungen entgegenstellen, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr von den Naturwissenschaften, der Mathematik und der Philosophie erhoben werden.

### III.

Es wird heute den exakten Wissenschaften vielfach der Vorwurf gemacht, sie seien nur noch Wissenschaft für Wissenschaftler, hätten sich von den Beziehungen zum Leben in ihrer Detailforschung völlig abgelöst. Das mag da und dort für die organischen Naturwissenschaften zu Recht bestehen; für die anorganischen ist der Vorgang unvermeidbare Notwendigkeit. Bei ihnen ist der Vorwurf auch vielmehr eine Vorbeugungsmaßregel seitens des Publikums: man klagt an, um nicht angeklagt zu werden. Gewiß sind die exakten Wissenschaften, die Mathematik, die Logik heute Arbeitsgebiete, auf denen im wesentlichen nur noch fachlich vorgebildete Menschen oder höchstens sehr interessierte Laien zu Hause sind. Schuld daran aber sind nicht so sehr die Wissenschaften wie die deutlich spürbare Abneigung der nicht fachlich Vorbelasteten, ihrem Denken und Nachdenken die Arbeit zuzumuten, die notwendig ist, um wenigstens die wichtigsten neuen Ergebnisse naturwissenschaftlicher und mathematischer Art aufzufassen. Auch das gebildete Denken ist im Durchschnitt zu faul geworden, die Anstrengungen noch auf sich zu nehmen, die notwendig sind, um in den verdünnten Bereichen heutiger Forschung mitatmen zu können.

Der Einwand liegt nahe, daß man niemandem zumuten könne, sich auch nur die mathematischen Kenntnisse nebenbei anzueignen, die notwendig sind, um wenigstens in die Vorhöfe der Physik einzudringen. Sicher wird sich mancher mit Grausen wenden, wenn das erste Integral, der erste Differential-Quotient sich drohend vor ihm aufreckt, obwohl selbst Mädchengymnasien heute die Anfangsgründer der Infinitesimalrechnung lehren, so daß es bis zu einem Limes oder einer schlichten Reihe eigentlich reichen könnte. Dieser Einwand ist ja auch gar nicht das Entscheidende: selbst wer die mathematischen Voraussetzungen mitbringt, bleibt meist ferne. Das Wesentliche ist nicht das fehlende Wissen, sondern die Abneigung gegen die strengen Forderungen, welche die naturwissenschaftliche Arbeit ebenso wie die mathematische oder die logische heute an das Denken stellt. Zwischen den Denkmethoden, Denkgewohnheiten und Schärfeforderungen

der heutigen naturwissenschaftlichen und mathematisch-logischen Gehirnarbeit und denen des gewöhnlichen Lebens hat sich ein Abstand entwickelt, den von sich aus herabzumindern das normale Denken sich weigert. Ohne diese Distanzminderung aber ist eine Annäherung unmöglich; darum also bleibt die Kluft und wird von Tag zu Tag größer.

Sie hätte sich, wenn man näher zusieht, eigentlich schon längst ergeben müssen. Denn die Steigerung der Abstraktion, die das normale Denken zu seiner Abneigung gegen eine Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Problemen gebracht hat, ist nicht erst eine Erfindung der Gegenwart; sie hat gut und gern bald ein rundes Jahrhundert hinter sich. Die mathematischen Voraussetzungen der heutigen Forschung stammen bereits von Gauß und Riemann; die nicht-euklidischen Geometrien sind keine Erfindung der Gegenwart, sondern haben bereits ein ehrwürdiges Alter hinter sich, und die Arbeiten von Weierstraß und Cantor, von Lobatschewsky und Minkowski sind auch nicht gerade Aktualitäten von heute. Das Denken der Mathematiker begann bereits in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sich energisch in die Regionen zu begeben, die heute als peinlich empfunden werden. Damals hatte niemand etwas dagegen einzuwenden, weil diese Erwägungen und Betrachtungsversuche auf die Bereiche der Mathematik beschränkt blieben. Heute ergibt sich Konfliktstimmung, weil die gleiche Denktintensität nicht nur schon auf den Randgebieten der Forschung, da wo sie sich noch mit der Welt berührt, gefordert wird, sondern weil dieses Denken an sich gelegentlich den Anspruch erhebt, Realitätsabbilder zu geben und diese an die Stelle der Wirklichkeitsbilder sogar der trägen Anschauung, nicht nur des trägen Denkens zu setzen.

Vor einem Menschenalter begann die Geschichte bereits leise bemerkbar zu werden. Wenn man damals als beginnender Ingenieur an einer Technischen Hochschule höhere Mathematik studierte, so wurde ein Lehrbuch empfohlen, das durch leichte Faßlichkeit und Verständlichkeit besonders angenehm wäre. Kam man zufällig nachher auf die Universität, so wurde gerade vor diesem Lehrbuch gewarnt — weil es nicht exakt genug in der Formulierung der Grundbegriffe wäre. Sah man näher zu, so hatten die Warner recht: für schärfere Denkanprüche reichte der Text des für normale Bedürfnisse durchaus brauchbaren Buches in der Tat nicht aus. Die Sonderung des normalen vom wissenschaftlichen Denken begann sich damals bereits im Bereich der hohen Schulen bemerkbar zu machen.

Aber auch dieses wäre wahrscheinlich kaum bemerkt worden, wenn nicht im ersten Menschenalter des zwanzigsten Jahrhunderts die Relativitätstheorie begonnen hätte, auch von den alten Wahrheiten eine strengere Reinigung der Grundbegriffe zu fordern. Sie zwang nicht nur die Physik, sondern ebenso auch die Philosophie, insonderheit die Erkenntnistheorie, ihre Grundlagen zu revidieren. Bis dahin war die transzendente Ästhetik Kants ein durchaus hinreichendes Fundament für jede Naturphilosophie mit exakten Idealen gewesen. Jetzt wurden ihre tragenden Begriffe, vor allem Zeit und Raum, auf einmal schwankend, bekamen etwas von dem Unzureichenden, das dem Differentialquotienten in der Definition der Technischen Hochschule anhaftete. Darüber hinaus sank die angenehme Selbstverständlichkeit des dreidimensionalen Raumes, in dem wir uns seit Kolumbus und Kopernikus so behaglich eingerichtet hatten, in die leise Verächtlichkeit einer weder sauber angeschauten noch sauber durchdachten Existenzform. Des Weltraums bemächtigte sich die Riemannsche Krümmung, und der normale Mensch, der früher so gern in die angenehme Unendlichkeit des gestirnten Himmels und seiner Wunder versunken war, sollte auf einmal indigniert, aber zwangsläufig zu sich selber zurückkehren, von dem er eben schwärmend ausgegangen war. Die geradlinige Ferne wich der gekrümmten, die erheblich höhere Denkanprüche stellte und sich der Anschaulichkeit völlig entzog. Was Wunder, wenn das populäre naturwissenschaftliche Interesse sich gekränkt zurückzog und in diesen undankbaren Regionen nicht mehr geneigt war, mitzumachen oder auch nur sich zu beteiligen.



## IV.

Die Annäherung zwischen dem geschärften mathematischen Denken des neunzehnten Jahrhunderts und der angeschauten Realität, aus der sich ergab, daß auch der Liebhaber schmalere Wege als früher wandern mußte, ist der eine wirkliche Grund des Abbiegens von der Teilnahme an den Ergebnissen der exakten Forschung. Der andere ist, daß in gleicher Weise Physik, Mathematik und Philosophie an eine Reinigung ihrer Grundbegriffe gingen und gehen mußten, die erheblich mehr Denkarbeit und Denksauberkeit verlangte als die immer etwas großzügig veranlagte Kosmologie. Bis zum neunzehnten Jahrhundert hatten überall die Grundlagen gegolten, die man allmählich nicht ohne Recht für ewige ansah: Aristoteles wie Euklid waren wie zu ihren Lebzeiten unantastbar und Newton mit ihnen. Gauß war es, der an diesen Grundlagen der menschlichen geistigen Existenz zu rütteln begann, als er dem Parallelenaxiom zu Leibe ging und das Wagnis einer nicht-euklidischen Geometrie unternahm. Damit löste er die Bande, die heimlich immer noch Denken und Anschauung verbunden hatten, entzog der Abstraktion die Stützen der Wirklichkeit und stellte das Denken so rein auf sich, wie es weder bei Kant noch bei Hegel hatte stehen müssen. Er entzog es den Schranken der Anschauung und damit den allzumenschlichen Bindungen und legte ihm dafür implicite die Aufgabe auf, neben seiner eigentlichen Tätigkeit noch sich selbst, seine Methoden und Mittel, so rein zu erhalten und ständig nachzuprüfen, daß das alte Denken dagegen eine reine Nachmittagskaffee-Unterhaltung war.

Von der Mathematik aus hat sich diese Reinigung und Verschärfung des Denkprozesses dann auf die Nachbargebiete der Philosophie und der Physik ausgedehnt. Die Zerstörung der Gleichzeitigkeit durch Einstein ist ebenso ein Ergebnis dieser Ausdehnung wie die metalogischen Untersuchungen der Gegenwart, die Arbeiten von Hilbert und Russell ebenso wie Cantors mengentheoretische Forschungen und die neuen metamathematischen Arbeiten. Husserl und seine Nachfolger sind von hier aus bestimmt: oberhalb und unterhalb des üblichen menschlichen Denkens hat sich ein Reich eines viel anspruchsvolleren entwickelt, das nun das eigentliche Reich der Wissenschaft wurde, weil die Angriffe auf die Geheimnisse der Welt, vor allem die ihres unendlich Kleinen, jetzt mit einer Exaktheit unternommen werden mußten, deren nur dies geschärfte anspruchsvolle Denken fähig war. Fast unbemerkt hat beinahe die gesamte exakte Wissenschaft sich auf Arbeitsgebiete begeben, auf denen nur folgen kann, wer gewillt ist, die Anstrengungen dieses nicht mehr nur logischen, sondern metalogischen, eines nicht mehr nur mathematischen, sondern metamathematischen Denkens auf sich zu nehmen.

Die Neigung dazu aber ist noch geringer, als sie schon früher gegenüber Integralen und Reihen war. Die Neugier vor den Fragen, der Anteil an den Ergebnissen der Wissenschaft ist kaum kleiner geworden: selbst die Relativitätstheorie interessierte die Leute so, daß sie für ein paar Winter gesellschaftliches Unterhaltungsthema war. Was fehlt, ist die Bereitschaft, die Anstrengungen auf sich zu nehmen, die notwendig sind, um etwas tiefer in die Probleme einzudringen. Das Denken fühlt sich bereits von dem, was ihm in der Schule und daneben vom technischen Tag zugemutet wird, genügend belastet: es sträubt sich gegen weitere Zumutungen. Es verzichtet lieber ganz, wendet sich von den Deutungs- und Ordnungsfragen dem ungefährlicheren Einzelobjekt zu. Es klammert sich an die Anschauung und verzichtet nicht nur auf das Abstrakte, sondern verneint, verwirft es. Die Menschheit blickt auf die Naturwissenschaften von heute vielfach mit dem gleichen Gefühl, mit dem sie auf einen großen Teil der Literatur sieht: sie empfindet sie als intellektuell, das heißt als etwas ihr um seiner Schwerverständlichkeit willen Unzugängliches, das eigentlich von ihr aus gesehen keine Daseinsberechtigung hat, eben weil es nicht für die allgemein im Gebrauch befindlichen Denkmittel und Methoden erreichbar ist. Sie sieht die schwere Arbeit, die hier nicht nur geleistet, sondern verlangt wird, und lehnt sie ab. Sie fordert immer noch den

königlichen Weg zum Wissen, den bequemen, und weigert sich, die Strapazen des allgemeinen Weges, eben weil sie ihn nicht für allgemein, sondern für persönliche Laune hält, auf sich zu nehmen.

Es ist ein tragischer Zug im Bilde unserer Zeit, daß dieser Vorgang zusammenfällt mit einer Bewegung, die dahin geht, zwischen der geistigen Welt und der Allgemeinheit wieder sinnvolle Brücken zu schlagen. In der Dichtung, in der Musik, der Malerei sucht man mit allen Mitteln neue Verbindungen zwischen den Geistigen und dem Volke zu schaffen; hier löst sich unvermerkt ein Gebiet, und zwar eines der wichtigsten, vielleicht für immer vom Ganzen ab. Das Denken, einst der allgemeinste, alle verpflichtende Besitz aller, zerreißt: das Reich des reinen trennt sich lautlos von dem Reich des trägen Denkens. Das Versinken des allgemeinen Interesses an den Taten der Naturwissenschaft enthüllt sich als Aufgeben des Teilnehmens am Reich des neuen Denkens — als Verzicht auf den Anschluß. Ein paar Brücken bleiben noch; ein kleiner Kreis sucht den Riß noch zu verschleiern: viel Hoffnung auf Erfolg hat auch er nicht. Faust, der seit dem Tode seines Dichters es fast hundert Jahre lang mit der Technischen Hochschule hielt und sich's genügen ließ, auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen, hat sich heimlich wieder aufgemacht und wandert reuig von neuem seinem Unsterblichen nach; die Welt der Tüchtigen aber, die weiter mit dem alten Denken auszukommen sucht, bleibt fernab hinter ihm im Dunst des neunzehnten Jahrhunderts, das selbst sein Wesentlichstes so lange vor ihm zu verschleiern vermochte.

## PAUL ORTWIN RAVE

# Stätten Deutscher Malkunst in Italien

### I.

Frisch in Erinnerung ist die Eröffnung eines Saales mit modernen italienischen Gemälden in der neuen Abteilung der Nationalgalerie, im ehemaligen Kronprinzen-Palais zu Berlin. Ansprachen, die der Ministerpräsident Göring und der Botschafter des Königs von Italien hielten, gaben dem Ereignis politische Bedeutung. Grundton der Reden war Befriedigung und Hoffnung, Möglichkeiten künstlerischen Austausches unter zwei befreundeten Nationen finden zu können.

Die Erwerbung der fünfzehn italienischen Bilder kam durch den Eintausch eines einzigen Gemäldes zustande, das um 1900 in den Besitz der Nationalgalerie gelangt, aber seit Jahren nicht mehr ausgestellt war. Es handelte sich um ein Bild von Michetti, *La figlia di Jorio*, das zu einer Gedenkausstellung des Malers vom italienischen Staat zurückerbeten und später in den Heimatsort Michettis, Pescara in den Abruzzen, gegeben wurde. Das Gemälde hatte eine gewisse literarische Berühmtheit durch die gleichnamige Novelle von Michettis Landsmann Gabriele d'Annunzio gewonnen, war aber für eine Repräsentation italienischer Malkunst in Deutschland wenig geeignet. Es konnte uns so viel oder so wenig sagen wie ein Historienbild Makarts. Durch den Tausch, den Ludwig Justi unter großen Schwierigkeiten glücklich durchführte, vermögen wir eine gute Anschauung zu gewinnen von der Kunst des Novecento, wie Margaritta Sarfatti, die Biographin und Beraterin Mussolinis in Kunstdingen, die künstlerische Bewegung des Faschismus gekauft hat. Die lebenden italienischen Künstler betrachten es als eine hohe Begünstigung, durch Proben ihres Schaffens grade in Deutschland vertreten zu sein, wenn auch in Italien selbst Stimmen laut geworden sind, die beklagten, daß ein altbackenes Werk gegen so viel gute neue Ware gesetzt worden ist: die Jungen wollen von der deutschen Kunst der Gegenwart lernen.



Die Schätzung neuerer deutscher Kunst in Italien ist im Grunde eine viel höhere, als aus gelegentlichen Verlautbarungen in der Presse zu entnehmen ist. Gewisse Ablehnungen kommen in allen Ländern vor, wo Kunst im Streit des Tages steht. Aber man braucht nur die letzten Jahrgänge moderner italienischer Kunstzeitschriften zu durchblättern, um inne zu werden, daß Italien den Vorrang Deutschlands besonders in der Baukunst erkannt hat und im Begriff ist, den Fortschritt unseres Bauwesens einzuholen — gegen seine eigenen Akademiker. Nicht nur die Schöpfungen auf der vorjährigen Triennale-Ausstellung in Mailand bewiesen dies, auch bei einzelnen Staatsbauten wird deutlich, daß eine auf Klarheit, Gesundheit, Zweckmäßigkeit zielende Strömung lebendig am Werke ist. Selbst in einem welkenfernen Araber-*neft* der emporblühenden Kolonie Tripolis, beim Besuch der vorbildlichen Ausgrabungen der spätrömischen Kaiserstadt Leptis Magna, fand ich zu meiner Überraschung die Aufgabe eines Verwaltungsgebäudes einwandfrei im Sinne heutiger Bautechnik gelöst.

Aus Gesprächen mit italienischen Künstlern geht vielfach der Wunsch hervor (und das wird nicht nur aus Höflichkeit gesagt), Werke deutscher Malerei und Bildhauerei der Gegenwart kennenzulernen. Unter diesem Gesichtspunkt sind die regelmäßig alle zwei Jahre in Venedig veranstalteten internationalen Kunstausstellungen wichtig genug, und nachdem Deutschland auf der letzten aus bestimmten Gründen sich ferngehalten hat, darf man der kommenden große Bedeutung beimessen. Daß der Präsident der Reichskunstkammer im Einvernehmen mit dem Propaganda-Ministerium die Beschickung der Ausstellung durchführen wird, bietet Gewähr, daß das Italien des Faschismus die deutsche Kunst sehen wird, die im neuen Reich Geltung hat.

## II.

Kunstausstellungen freilich kommen und verschwinden. Ist ihre Wirkung auch oft nachhaltig, so reichen sie doch an die Bedeutung nicht heran, die ein dauerndes Einverleiben und Burschaustellen in öffentlichen Galerien und Museen bietet. Hier ist nun allerdings, was deutsche Kunst betrifft, in Italien erst wenig geschehen, am meisten noch in Venedig, dessen städtische *Galleria internazionale d'arte moderna* auch eine *Sala tedesca* aufweist. Aber selten geht der Blick über München hinaus und über Maler wie Leibl, Lenbach, Stuck, von denen keiner mehr lebt. Das gleiche gilt von der Staatlichen Nationalgalerie in Rom, wo die deutsche Entwicklung durch denselben Kunstkreis vertreten und abgeschlossen wird.

Das war einmal gründlich anders, im ganzen neunzehnten Jahrhundert und, seit dem Auftreten von Windelmann und Mengs, von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an. Die deutsche Klassik hat mit ihr Bestes aus der lebendigen Gegenwart Roms gewonnen, aber die Gäste waren auch Fruchtbringer in hohem Maße. Gerade ein Zweig der bildenden Kunst, dessen Wiege Italien ist, die Wandmalerei *al fresco*, hat durch deutsche Künstler vielfach Anregung und Bereicherung erfahren. Von den Klassizisten bis zu den Arbeiten des Hans von Marées in Neapel und der Beuronen Schule auf dem Monte Cassino geht solch ein Faden deutschen Kunstwirkens durch Italien, auf dessen Stätten hier mit einigen Worten hingewiesen werden soll.

Von den Italienfahrern wird in Neapel fast stets eine Stätte deutscher Gelehrtenarbeit besucht, die Zoologische Station für Tiefseeforschung, in der man die seltsamen Form- und Farbenwunder der Meeresbewohner bestaunt. Manche der Fremden finden auch den Weg zum Obergeschoß, um an den Wänden der Bibliothek die Fresken zu bewundern, die Marées dort geschaffen hat. Der Maler hatte zu Beginn des Jahres 1873 in Dresden den Jenaer Privatdozenten Anton Dohrn bei Gelegenheit eines seiner

Werbevorträge für das kurz nach dem Kriege von ihm errichtete Institut kennengelernt. Bald entstand der Plan zur Ausschmückung des Saales; die Arbeit an den Wänden selbst erstreckte sich von Ende Juli bis in den November desselben Jahres. Der Inhalt der Darstellungen war ein Bild vom unbekümmerten, tätigen und ruhenden Dasein des Volkes am Golf von Neapel, in den Orangengärten von Sorrent und Bildnisse der Freunde des Malers, soweit sie Anteil an den Fresken nahmen. Die ganze Bilderfolge, in einer Hochspannung künstlerischer Leidenschaft entstanden, bedeutet uns die Gipfelleistung eines unserer Größten. Was wir bei langwährenden Aufenthalten im Süden vielleicht hier und dort in Einzelheiten gewahren, Szenen von Landbau und Ernte, bewegtem Fischfang oder beschaulicher Siesta, das ist hier in künstlerischer Verdichtung gesammelt, in einer begnadeten Schau schöner Menschlichkeit. Vielleicht ist das der Grund, warum diese Wandmalereien dem Nordländer, aus einer Grundstimmung der Sehnsucht nach dem goldenen Zeitalter, mehr bedeuten als den Heimischen.

Umgekehrt ist es mit einer anderen umfassenden Schöpfung deutscher Maler, der auf dem Monte Cassino, der Höhe des Heiligen Benedikt zwischen Neapel und Rom. Wer je den steilen Weg auf den Berg zwei Stunden hoch gekommen und oben in dem Mutterkloster des Benediktinerordens gastlich empfangen die Ausschmückung von Torretta und Krypta betrachten durfte, wird sich eines Gefühls des Stolzes nicht erwehren können, daß hier deutsche Mönche unter Leitung von Pater Desiderius Lenz aus dem Kloster Beuron Jahrzehnte lang wirken und dem ersten Kloster des ältesten Ordens das künstlerische Gepräge verleihen durften. Wenige Jahre nach den Fresken des Marées in Neapel, 1876, ward der Plan zu diesem vielgestaltigen Werke der Benediktiner gefaßt, dessen Ausführung sich bis in unser Jahrhundert hinzog; Pater Desiderius, Zeitgenosse von Böcklin und Marées, ist erst vor kurzem mit sechsundneunzigsten Lebensjahr gestorben. Die strenge Gebundenheit der Beuroner Schule ist vielen Deutschen fremd, aber der Widerhall in Italien war außerordentlich. Es liegen jetzt Zeugnisse vor, die P. Gallus Schwind 1932 im Kunstverlag Beuron herausgab, Berichte italienischer Regierungsvertreter wie Künstler, auf welche diese hieratische Kunst „als ein einziges Denkmal seiner Art aus diesem Jahrhundert“ einen ungeahnten Eindruck machte. Höchst lesenswert sind heute auch die mitgeteilten Ausführungen des Malers selbst über seine Absichten und Anschauungen, wie er damals schon die Frage, soll die Kunst sich dem volksmäßig Beliebten neigen oder soll sie unbeirrt um Volksmeinung ihr strenges Gesetz erfüllen, zugunsten der Kunst entscheidet.

Wir begrüßen es, daß dies Werk deutschen Geistes Geltung in Italien gefunden hat anstelle einiger anderer von unseren Landsleuten gleichzeitig dort geschaffener. Wir meinen die sehr naturalistischen Wandmalereien, mit denen ein Maler wie Ludwig Seitz die Chornische der Kirche della Santa Casa zu Loreto oder die Nepomukkapelle der deutschen Kirche, der Anima, zu Rom ausgestattet hat. Noch schlimmer und kaum zu rechtfertigen waren die Bilder Hermann Prells im Thronsaal der Deutschen Botschaft, die, 1893 bis 1899 angefertigt, sich in Maßlosigkeiten aus der germanischen Heldensage ergingen. Glücklicherweise sind sie mit dem bedauerlichen Abbruch des Palazzo Caffarelli auf dem Capitol verschwunden.

### III.

Allen diesen seit der Einigung und Staatwerdung Italiens hervorgebrachten Arbeiten liegen keine eigentlich italienischen Aufträge zugrunde. Sie entstanden weniger als Frucht des Landes als durch Übertragung landfremden Kunstwollens. Vor der Aufspaltung Europas in Nationen konnten Künstler vielerorts Wurzel fassen und schufen aus den Kräften und Bedingungen des Bodens heraus, den sie als Wahlheimat erwählten, ob wir nun an Holbein in London denken, an den Venezianer Tiepolo





## Stätten Deutscher Mal= kunst in Italien

Der Bibliotheksaal der Zoolo=  
gischen Station für Tieffeforschung  
in Neapel mit den von Hans von  
Marées' geschaffenen Fresken



Blick in die Vorhalle der Unterkirche des Klosters Monte Cassino, deren malerischer und plastischer Schmuck von Beuroner Mönchen stammt





Teillanicht der Fresken aus der Casa Bartholdy in der Aufstellung von 1888 in der Nationalgalerie, Berlin: „Jakob mit Joseph blutigem Rock“ von P. v. Cornelius, „Joseph im Gefängnis“ und „Joseph im Gefängnis“ von F. W. v. Schadow



Karton J. Schnorr von Carolsfeld für eines seiner Fresken zur Geschichte vom „Rafenden Roland“ im Ariost-Zimmer des Casino Massimo in Rom (Kunststube, Karlsruher)



in Würzburg, an den Lothringer Pesne am Berliner Hof oder an das Leben Hackerts beim König von Neapel. So feierte der Dresdner Anton Raphael Mengs in Rom Triumphe, die uns ganz unvorstellbar sind im Hinblick auf seine langweiligen Deckenbilder in der Kirche Sant Eusebio oder in der Villa Albani. Aber man muß bedenken, daß damals ein großes Zeitalter zu Ende ging, und den müden Menschen des Spätbarock erschien das Antikische als neuer reiner Born der Kunst. Windelmann aus Stendal hatte in Rom diese Quellen wieder fließen gemacht.

Durch den wechselseitigen Einfluß der Freunde, des Gelehrten Windelmann und des Künstlers Mengs, wurden die Grundgedanken geläutert, durch deren Auffassung und Verkündung Windelmann ein ganzes Jahrhundert und einen ganzen Erdteil in einen neuen Stil verführte. Der Ursprung dieser Sehweise aus verstandesmäßiger Erwägung und forschendhaft gelehrtem Rückblick, der gewollte Bruch mit der Zeitüberlieferung und damit die Gefährdung unbefangener Künstlerschaft, das alles wird an dem Beispiel Mengs deutlich. Aber das Zeitalter sah nur den Beginn eines Neuen, und so wird die Wirkung von Mengs und seinen Schülern verständlich. Von diesen muß man zuvörderst den Tiroler Christof Unterberger nennen, mit dem zusammen er eine Decke in der Sala dei Papiri des Vatikans mit der Allegorie der Geschichte versah. Mehrere andere Deckenbilder malte Unterberger in den Sälen des Casino Borghese, das Fürst Marcantonio Borghese mit großem Aufwand neu ausschmücken ließ, eben in den Jahren von Goethes Aufenthalt in Italien. Vor allem die launigen Tierbilder mögen manchem Besucher des heute als Galerie zugänglichen Kasino aufgefallen sein, die von der Hand Wenzel Peters aus Prag dort in der Eingangshalle und in anderen Erdgeschoßräumen sich zwischen dem Rankenwerk umhertummeln. Philipp Hackert, der Sohn der Mark aus Prenzlau, malte eine Reihe großer Landschaften für einen Saal im oberen Stockwerk, die allerdings gegen Ende des vorigen Jahrhunderts verkauft und entfernt worden sind. Dasselbe Schicksal hatte eine Folge von acht Landschaftstapeten, die sich ein Marchese Massimo Duca di Rignano für ein Zimmer seines Palastes am Fuß der Capitolstreppe durch Johann Christian Reinhart malen ließ. Sie befinden sich seit 1908 im Besitz der Berliner Nationalgalerie und legen hier, fern dem Ort ihrer Entstehung und ihrer Bestimmung, gleichwohl Zeugnis ab für die Hochachtung römischer Herren, die deutscher Kunst einmal gezollt wurde.

#### IV.

All das sind keine vereinzelt Beispiele. Wie der volle Klang des goethischen Zeitalters in den beiden Begriffen Klassizismus und Romantik sich uns erst ganz erfüllt, so wurde auch Rom durch beide Strömungen zum Spiegel deutschen Wesens. Ja das deutsche Rom der Romantik hat vielleicht noch kostbarere Früchte gezeitigt, als es der klassizistischen Richtung vergönnt gewesen war.

1810 zogen einige Jünglinge, abgestoßen von dem wesenlosen Treiben der Akademie in Wien, nach Italien. Gläubig und voller Sehnsucht, wie die Romfahrer seit Jahrtausenden, lebten sie dem Ziel einer neu zu erweckenden Größe, Reinheit und Strenge der Kunst. In den verlassenen Klosterzellen von Sant Isidoro fanden sie Obdach, andere, Protestanten, die nachfolgten, in der deutschen Gesandtschaft, im Palazzo Caffarelli auf dem Capitol. Aber die Klosterbrüder, von den spottfüchtigen Zöglingen der französischen Akademie in Villa Medici Nazarener genannt, verband einmütig gleiches Streben mit den Capitulinern. Aller Verlangen ging dahin, ihre Absichten in einem Raum durch Wandmalerei verwirklichen zu können. Die Gelegenheit gab ihnen in edelsinniger Weise der preußische Generalkonsul Jakob Salomon Bartholdy, ein Verwandter des Mendelssohnschen Hauses, der im Palazzo Zuccari eins der oberen Geschosse mietweise innehatte. Durchdrungen von dem Wunsche, den angesehenen Vertretern der „neudeutschen Kunst“ Gelegenheit zu würdiger Betätigung zu geben,

räumte er den Malern Cornelius, Overbeck, Veit und Schadow ein Zimmer seiner Wohnung zum Ausmalen ein. Sie wählten in Rücksicht auf das jüdische Glaubensbekenntnis des Auftraggebers die Geschichte Josephs und führten die Wandbilder in den Jahren 1816 und 1817 aus. 1887 wurden sie auf höchst kunstreiche Weise von den Mauern abgelöst und nach Berlin geschafft, wo sie in der Nationalgalerie Aufstellung fanden.

Noch als das Werk im Entstehen war, machte es größtes Aufsehen in Rom. Die angesehensten italienischen Künstler, Canova, Camuccini und Landi lobten die Leistungen der deutschen, so daß auf ihre Veranlassung der Papst sie einlud, im Vatikan zu malen. Philipp Veit sowie Karl Eggers, der als erster von allen Versuche *al fresco* angestellt und sie den Genossen erklärt haben soll, gingen darauf ein und malten je ein Bogenfeld in dem damals soeben vollendeten Museo Chiaramonti genannten Verbindungsfügel des Vatikans, Veit „Die Wiederherstellung des Colosseums“, Eggers „Die Vermehrung der vatikanischen Münzsammlung“. Der Staatssekretär Ercole Consalvi war die Seele des Unternehmens.

Eine andere Auswirkung als dieser Auftrag von seiten des Kirchenstaates ging von einem adligen Hause aus. Die Familie Massimo war durch Heirat mit dem sächsischen Königshause verwandt und ausgesprochen deutschfreundlich. Diese Haltung des römischen Adels war nach dem Zurückdrängen der französischen Vorherrschaft in Europa auf ihrem Höhepunkt. Im Palazzo Massimo, so berichtet die „Allgemeine Zeitung“ vom 8. Februar 1817 aus Rom, „versammeln sich wöchentlich einmal die deutschen sich hier aufhaltenden Fremden von Distinktion, sowie auch andere Fremde, die der deutschen Sprache mächtig sind, um sich in derselben zu unterhalten“. Aus diesem Kreise, wahrscheinlich durch Vermittlung des späteren Geschäftsträgers des sächsischen Hofes, des Leipzigers Ernst Platner, der wie mit Niebuhr und Bunsen eng mit Cornelius befreundet war, ging der schönste Auftrag hervor, den deutsche Künstler je in Italien erhielten: Sie durften für den Marchese Carlo Massimo drei Räume seines in der Nähe des Lateran gelegenen Kasino ausmalen, nach Gegenständen aus den Werken dreier großer italienischer Dichter, Dante, Ariost und Tasso. Cornelius begann den Dantesaal; da er aber nach München berufen wurde, führte Philipp Veit die Arbeit weiter, und Josef Anton Koch beendete sie. Overbeck und Führich malten den Tassosaal und Julius Schnorr von Carolsfeld, vielleicht am glücklichsten, den großen Hauptsaal, nach der Geschichte des Rasenden Roland von Ariost. Leider ist das Kasino Massimo, dessen Wandmalereien neben den Fresken des Hans von Marées als Hauptwerk deutscher Malkunst in Italien angesprochen werden müssen, seit Jahrzehnten so gut wie unzugänglich. Doch eine größere Veröffentlichung darüber befindet sich in Vorbereitung, welche die Kunstfreunde mit diesem verborgenen Schatz vertraut machen soll. Ein gewichtiges Kapitel in der Geschichte der bildenden Kunst, die Gestaltung des Monumentalen, wird dadurch bereichert werden.

Wandmalerei liegt heute wieder als Aufgabe in der Luft. Mit diesem Zeitgedanken beginnt ein Aufsatz über die moderne italienische Freskenmalerei in einem der letzten Hefte der Zeitschrift „Casabella“. Besprochen wurde hier „der Angriff auf die Mauern“, Arbeiten, die von einer ganzen Reihe junger italienischer Künstler auf der vorjährigen Ausstellung in Mailand geschaffen worden sind. Ein anderes Land, eines des germanischen Nordens, ist in diesem Zusammenhang ehrenvoll zu nennen: Norwegen, wo in den letzten Jahrzehnten Bedeutendes in dieser Hinsicht geleistet worden ist; die Ausstellung neuerer norwegischer Kunst in der Nationalgalerie hat kürzlich lebendige Anschauung davon vermittelt. Auch in Deutschland ist dergleichen Beginnen in Ansätzen spürbar geworden. Noch fehlen die großen Aufträge, die Staat, Gemeinden und Körperschaften erteilen könnten. Aber die Hemmungen, die vielfach bestanden haben mögen, dürften gefallen und dem Aufbruch eines neuen Kunstzeitalters alle Möglichkeiten geboten sein.



## „Die Brücke zur lebendigen Kunst“

Wir bringen diese uns vor dem Tode von Max Sauerlandt zugegangene Erwiderung der Sache halber zum Abdruck. Die Schriftleitung.

In dem so betitelten Aufsatz hat neulich Max Sauerlandt mir Altersschwäche nachgesagt und damit eine Tatsache ausgesprochen, die ich täglich zu konstatieren reichliche Veranlassung hatte. Ich hätte ihm für seine Behauptung viele Beweise nennen können, aber ihm ist gerade ein Beleg eingefallen, der nicht zutrifft und gegen den ich mich wehren muß, weil dieses Argument, wenn es gültig wäre, nicht mein bedauernswertes Alter, sondern meine Jugend belasten würde. Sauerlandt sieht in mir „den Lobredner der Vergangenheit und bis heute Verkünder und Verfechter des französischen Impressionismus“ und wiederholt damit einen mir schon von verschiedenen Seiten und zu den verschiedensten Zeiten immer wieder gemachten Vorwurf. Mit Verlaub, das stimmt nicht, und ich möchte mit diesem Etikett nicht in die Grube fahren. Ich bin keineswegs der erste Verkünder des Impressionismus, aber der erste Autor, der sine ira gegen ihn aufgetreten ist. Vor reichlich fünfundzwanzig Jahren habe ich auf die Gefahren des Impressionismus, denen Claude Monet, der Erfinder und Führer der Richtung unterlag, eindringlich hingewiesen und dann in der zweiten Fassung meiner Entwicklungsgeschichte diese Kritik in Zusammenhang begründet. Mein Buch über Edouard Manet (1912) verschweigt nicht die Schwächen der impressionistischen Periode des Künstlers und stellt im Schlußwort sein Virtuositentum unter die höhere Welt der Renoir und Cézanne. Wenn man diese beiden Meister, mit denen ich mich wiederholt beschäftigt habe, Impressionisten nennt, folgt man einem summarischen Brauch, aber muß sich klar sein, daß sie in Wirklichkeit als Retter aus dem Impressionismus zu gelten haben. Mit größtem Recht kommt unserem Hans von Marées, um ein mir besonders naheliegendes Beispiel zu nennen, dieser Titel zu. Jüngere, die ich besungen habe, Hofer, Lehmbrock, Beckmann, Paul Kleinschmidt, gehören auch durchaus nicht zu der verflorenen Richtung. Also weg mit dem ewigen Impressionisten-Onkel!

Von dem Lobredner der Vergangenheit bleibt natürlich etwas an mir hängen. Das hat mich nicht abgehalten, viele Jahre in den Ausstellungen nach versprechenden Neulingen zu suchen und sie namhaft zu machen. Diesem Zeitvertreib fröhne ich, soweit sich Gelegenheit bietet, heute noch. Doch leugne ich nicht meine Schwäche für Delacroix, Corot, den jungen Menzel und andere Deutsche, die ich in der Deutschen Jahrhundertausstellung ausgraben half. Auch gestehe ich Greco, Rubens, Rembrandt, Grünewald. Mit der Vergangenheit steht es ähnlich, scheint mir, wie mit dem Impressionismus. Bedeutet der Umstand, daß das Sterbliche großer Menschen vergangen ist, das Wesentliche ihrer Art, und sollte es nicht möglich sein, von diesen Leuten so zu handeln, daß die Gegenwart etwas davon hat?

Jawohl, ich traue meine alten Knochen nicht jeder Brücke an, und auch das ist richtig, die Kunst befindet sich nach meiner Ansicht in ernstester Gefahr, und ich habe vor einigen Monaten in einer Aufsatzfolge der „Neuen Rundschau“ dargelegt, warum und wieso, und gewisse bedenkliche Momente, besonders in der Entwicklungsgeschichte der französischen Kunst, klarzustellen versucht, ohne zu verschweigen, daß mir unter Umständen eine Auffrischung von deutscher Seite möglich erscheint.

Lebendige Kunst scheint mir ein Pleonasmus mißverständlicher Art. Kunst ist immer lebendig oder überhaupt nicht. Man sollte allen Kategorien, Richtungen, Formeln, auch wenn sie noch so aktuelles Gepräge tragen, keine übermächtige Bedeutung zusprechen und sich an den Menschen und die Leistung halten. Das möchte ich auch meiner Wenigkeit wünschen.

## Zwillinge

### Erzählung

Wir zogen uns nach dem Essen zum Kaffee ins Rauchzimmer zurück, um unsere Tischunterhaltung fortzusetzen. Die Hausfrau, die sich einigen der jüngeren Gästen widmete, beurlaubte uns lächelnd; sie spürte wohl, daß wir ein begonnenes Gespräch zu Ende führen mußten. — Der Vorwurf unserer Unterhaltung war schwierig geworden, und Männer sollen über Glauben und Aberglauben untereinander reden; die Gegenwart schöner Frauen läßt in der Strenge erlahmen, mit der man sich und seine Meinung zu prüfen hat.

Wir waren zu viert, ein Herr von der Hochschule, Doktor Isebarth, dann ein Richter, ein Arzt und ich. Isebarth, ein junger Eiferer, der sich kürzlich habilitiert hatte, war das Ziel erbitterter Angriffe des alten Richters Merck. Der unvorsichtige junge Gelehrte hatte die Behauptung aufgestellt, daß alles Verbrechen Schicksal, daß der Täter also weder schuldig noch besserungsfähig sei. Begreiflich, daß Merck, ein gütiger und abgeklärter Mensch, der sein Leben auf die läuternde Einwirkung schon in der Gerichtsverhandlung eingestellt hatte, mit größter Heftigkeit seine Meinung, ich möchte sagen, sein Lebenswerk gegen die Hoffnungslosigkeit des Jungen verteidigte. Mit einiger Einschränkung stellte ich mich auf Mercks Seite. Der Arzt schwieg; wir hatten ihn erst bei der Vorstellung kennengelernt, seine Meinung war uns einerlei.

„Wenn es eines Beweises für meine These bedarf“, hielt Isebarth dem Richter vor, „so erinnere ich daran, daß gleichgesichtige Zwillinge — Sie kennen die Unterscheidung von anderen Zwillingspaaren — fast übereinstimmende Handlungen in gleicher Lage vornehmen. Ist das Notwendigkeit oder böser Zufall? Sie begehen in den Fällen, die wir beobachtet haben, etwa den gleichen Betrug mit ähnlichen Mitteln um die gleiche Zeit und verhalten sich sogar in ihrer Verteidigung vorm Richter einer wie der andere. Ihr Weg war ihnen also aufgegeben; die Natur, die sie leitete, gestattete ihnen kein Ausweichen vor der Tat.

„Man habe also Mitleid mit dem Mörder?“ fragte der Arzt bescheiden.

Isebarth eiferte noch immer. „Mitleid, ja! Aber man fordere auch den Tod für ihn. Denn die menschliche Gesellschaft kann sich nicht anders zu höherer Ebene heben, als indem sie diese Erbmasse erbarmungslos aus ihrem Blut ausscheidet.“

Der Arzt lächelte, der gute Merck kniff die Lider zusammen und schüttelte verzweifelt den Kopf. „Aber ist Ihre Wissenschaft nicht Rückkehr zur schlimmsten Zeit der Aufklärung?“ stöhnte er. „Alles wäre danach vorbestimmt, aller Wille, all unser Hoffen und Schaffen wäre umsonst. Und was ist mit den Tausenden, Herr Doktor Isebarth, die wirklich nach einer Strafe sich wieder aufrichten, mit den Nicht-Rückfälligen, die der Versuchung begegnen, die sich gegen ihr Los anstemmen, die sich überwinden, die aus ihrem Glauben an die Freiheit ihrer Entschlüsse sich selbst läutern?“

„Es ist ihr Wesen“, sagte Isebarth unerbittlich, „es ist ihnen so vorbestimmt. Und wenn Sie nachforschen: auch hier tun Zwillinge das Gleiche, einerlei in welcher Ebene, in welchem Erdteil, in welcher Lage sie sich befinden.“

„Wenn ich mich also hinsetzte und keine Feder mehr anrührte, so dürfte ich mich damit verteidigen, daß es Schicksal sei?“



„Wahrscheinlicher ist, daß Sie es nicht vermögen. Wäre es aber an dem, so wäre diese Lässigkeit Ihnen vorbestimmt. Und hätten Sie einen Zwillingbruder, würde er im gleichen Jahr in diese Trägheit verfallen.“

„Immer noch die Zwillinge, ich glaube nicht daran!“

„Aber Sie müßten daran glauben, wenn man Ihnen die Gleichheit der Lebensläufe zeigte. Gerade dieser Tage brachte eine Zeitung die Nachricht, daß sich in England und Schottland zwei Ärzte in gleicher Stunde das Leben nahmen, echte Zwillinge, deren jeder nicht das geringste von des andern Entschluß wußte. Meine Freunde und ich sind Hunderten von Fällen nachgegangen und haben eine furchtbare Notwendigkeit der Entwicklung, eine bedrückende Gleichartigkeit des Lebensganges erkannt. Wir haben —“

Der Arzt hob plötzlich die Hand; es war nötig, daß er um Gehör bat, so sehr waren wir anderen mit heißen Köpfen aufeinandergerückt.

„Ich bin solch echter Zwilling“, sagte er leise. Wir fuhren auseinander, jeder wartete jetzt auf sein nächstes Wort wie auf einen endgültigen Entscheid. Aber es war, als habe er schon zu viel vergeben; er lächelte bescheiden, atmete, als wollte er zu einem Wort ansetzen und schüttelte dann verzagt den Kopf. Wir empfanden dabei, daß wir unwissend etwas berührt hatten, was ihm vielleicht weh tat oder ihn überdrohte und schwiegen, befangen nach einer Ablenkung suchend.

Nur der Doktor Isebarth vermochte seinen Forschungseifer nicht gleich zu unterdrücken. Er saß vornübergebückt im Sessel. Sein eiferndes, etwas breites Gesicht wandte sich vorsichtig dem Arzt zu. „Also erzählen Sie!“

Er sah hilfesuchend zwischen Brillengläsern und Brauen zu uns hinüber.

„Ich habe doch nichts gesagt, das verlegend klingen konnte? Den besonderen Fall des Verbrechens hat erst der Richter Merck hineingebracht?“

„Sie sprachen nur von Schicksalsgleichheit“, bestätigte ich lachend und wartete, daß der junge Arzt sich aufschließen würde. Auch der Richter Merck vermochte seine Spannung auf ein Bekenntnis oder eine Entscheidung, die er erhoffte, kaum zu bergen; er tat höflich, als habe er den Gastgeber zu vertreten, reichte die Zigarren herum und zeigte, nicht ohne einen bösen Seitenblick zum Musikzimmer, dem aufwartenden Mädchen seine leere Tasse.

Dann schien sich der kleine Doktor Soest, so war der Name des Arztes, zu einem Bericht entschlossen zu haben. Er rückte seinen Stuhl näher zu uns und begann leise, ohne uns anzusehen zu erzählen — ein wenig hastig gegen Schluß, als habe auch er uns eine Frage zum Urteil zu unterbreiten, die ihn quälte.

„Herr Doktor Isebarth wird etwas recht Erstaunliches hören, das ihm in vielem recht zu geben scheint“, begann er. „Wir Zwillinge — mein Bruder und ich — haben uns nämlich suchen müssen und immer in sehr entscheidenden Augenblicken gefunden.“

Isebarth rollte mit den Augen, sah uns bedeutungsvoll an und schob den Kopf vor.

„Wir waren nämlich nicht gemeinsam erzogen. Unsere Eltern trennten sich früh, ich wurde bei meinem Vater, mein Bruder Karl bei unserer Mutter erzogen. Wir wußten auch wenig voneinander, die Eltern schwiegen begreiflicherweise über jene sehr traurige und mehr aus Eigensinn als aus Notwendigkeit vollzogene Trennung, unter der beide bis zu ihrem Tode gelitten haben.“

Am Strand eines Seebads, das Vater und Mutter, ohne voneinander zu wissen, gemeinsam besuchten, begegnete ich meinem Zwilling zum erstenmal. Ich war dabei, einem Mädchen in der Nachbarburg bauen zu helfen, und schaufelte mit ihr gegen die heranströmende Flut den Sandwall auf. Dabei kam uns beiden

ein Junge von einer andern Burg zu Hilfe; das Mädchen merkte es kaum, sprach mit ihm, als sei ich's selbst, erschrak plötzlich über den Fremden, der, verlegen über die freundliche Aufnahme, neben ihr an die Arbeit ging, sah von ihm zu mir und begann zu weinen. Und so wenig man sich selbst als Knabe kennt, ich erschrak doch vor dem Spiegel, der mir gegenüberstand, suchte, seltsam berührt, bei meinem Vater Schutz und erzählte ihm davon. Er ließ sich den Jungen zeigen, sah ihn lange an und nahm mich heim; der Aufenthalt wurde abgebrochen und, was viel schlimmer für mich war, ich sah weder jenen sonderbaren Jungen noch jenes Mädchen wieder, deren Züge mir noch heute schmerzlich vor Augen stehen.

Meinen Bruder traf ich wissentlich erst nach meines Vaters Tod, und hier beginnt eine Kette von erstaunlichen Begegnungen, die Doktor Isebarths Meinung stützt. Es war in England, wo ich in einem Krankenhaus praktisch arbeitete. Ich verkehrte in der deutschen Kolonie der Stadt und wurde von dem geschickten Konsul gelegentlich als Tänzer aufgeboten. Einmal war in einer deutsch-flämischen in England lebenden Familie Hochzeit; ich wurde also unter Umgehung aller Förmlichkeiten im letzten Augenblick eingeführt; erst kurz vor der Vorstellung gab mir der Konsul unter Entschuldigungen einige Stichworte. Der Ehemann sah mir überdies verblüffend ähnlich, meinte er, sei Kollege und so weiter. —

Es war mein Zwillingsbruder, der seine Braut auf einer Reise in Deutschland kennengelernt hatte und jetzt bei den Brauteltern Hochzeit feierte. Die Bequemlichkeit der Schwiegereltern, die seinen Namen flämisch aussprachen, hatte eine frühere Entdeckung verhindert. Aber das Bedeutsame war: „an jenem Abend, meine Herren, lernte ich meine spätere Frau kennen. Wir heirateten drei Monate danach. Bis hierher stimmt Herrn Doktor Isebarths Rechnung vom Schicksalhaften.“

„Warum betonen Sie das, was ist bisher Absonderliches dran?“ fragte der Richter Merck. „Bestreite ich etwa jene Häufung absonderlicher Zusammenreffen, die wir alle kennen und fast als notwendig hinnehmen? Warum sollten Sie sich nicht, angeregt vom Glück Ihres Bruders, nach jener Begegnung heiratslustig gefühlt haben? Wenn Herr Doktor Isebarth an der doppelten Heirat ein Schicksal konstatieren möchte — auf Ihren Willen, Herr Doktor Soest, kam es doch an!“ —

„So mein' ich's auch“, sagte der Arzt lächelnd, „aber ich bin noch nicht zu Ende.“

Mein Bruder und ich kamen uns nicht näher; jeder spürte, wie in ihm die Parteinahme für Vater oder Mutter nachwirkte. Ja, unsere Sprödigkeit, die sich auf unsere Frauen übertrug, wurde so stark, daß wir uns Jahre hindurch fast aus den Augen verloren.

Dann wurde ich — es war viel Ehre für mich — in eine Seuchenschutzkonferenz berufen. Der Staat fürchtete, daß die in südeuropäischen Häfen sich ausbreitende Pest nach Hamburg und Stettin überspringen könnte; auch eine verschärfte Grenzbewachung in Süddeutschland wurde vorbereitet, und bei einer Beratung in Berlin wurden Ärzte von dort herangezogen. Für Baden und Württemberg kam mein Bruder.

Es liegt auch hier noch nichts Schicksalhaftes darin, denn die Seuche erreichte uns nicht, es kam zu keinem Einsatz. Es sah nur aus, als seien wir gleichsam bestimmt gewesen, eine übermenschliche Aufgabe, die Pestbekämpfung, vorzubereiten; dann kam der Knick in der Vorbestimmung, eine ordnende — eine zueinander ordnende Hand hatte sich in ihrer Voraussicht geirrt.



Mein Bruder und ich sprachen damals über unsere seltsame Begegnung – als Ärzte beschäftigten wir uns begreiflicherweise mit diesen Dingen und kamen im Scherz zu dem Schluß, es sei gar nicht übel, ohne Verbindung miteinander zu leben. Von Zeit zu Zeit würden wir ja ohnehin zusammengebracht. Dann gingen wir auseinander und blieben uns fremd wie zuvor. Die Schatten des elterlichen Streits blieben über uns hängen.

Es war Jahre später, meine Herren. Ich wollte nach Schottland fahren und, weil das Wetter schön war, einen kleinen Dampfer benutzen. Als ich in Hamburg ankam, wurde anziehender Sturm von Island angekündigt; ich schwankte, ob ich einen Platz belegen oder noch bleiben sollte, ich hatte ohnehin einige Tage in Hamburg zu tun. Dabei legte mir auf dem Reedereikontor der sehr höfliche Klerk die winzige Liste der Fahrgäste vor, und ich sah zu meiner größten Verblüffung den Namen meines Bruders.

Es war nun keine Abneigung oder Furcht, die mich zögern hieß; es war Widerstand oder aber der Wunsch, meinen eigenen Willen durchzusetzen. Mir war, als habe ein Geschick diese Zusammenkunft wiederum plump vorbereitet, um sich zu erweisen. Ich weigerte mich deshalb, ich verschob die Reise; das mag nach kleinlichem Eigensinn aussehen, nach Aberglauben vielleicht – erklären Sie es, wie Sie wollen. Ich weiß nur, daß mich etwas führen wollte und daß ich auffässig und widerseßlich wurde – nennen Sie es den eigenen Willen, der mich dazu trieb.

Der Dampfer – es war ein kleiner Küstenfahrer – sank auf jener Reise; mein Bruder kam nicht wieder. Das ist jetzt an die drei Jahre her. Und ich lebe noch immer.

Was ist gewesen, Herr Doktor Isebarth? Habe ich eine dürftige Regie betrogen? Sicherlich nicht. Habe ich – ich wage es nicht anzunehmen – mit jenem Entschluß ein mir vorgezeichnetes Schicksal gewendet? Bedurfte es dazu nicht mehr als des Rücktritts von der Reise? Ich kann es kaum glauben. Ich stelle aber fest, daß mein Zwilling Bruder und ich, die wir kaum voneinander wußten und einander nicht suchten, gemäß Ihrer These auf wunderliche Weise einige Male zusammentrafen, daß wir einen ähnlichen Lebenslauf hatten, in unserer Berufswahl, in unserer Neigung. – Aber ich bestreite, daß einer von uns notwendig dem anderen nachgehen mußte – denn ich lebe, oder träume ich nur? Und ich möchte, aus meiner kleinen Schau auf Ihren Streitfall übertragen, bestreiten, daß ein Zwillingleben sich zwillinghaft vollendet, daß der Tod oder Verbrechen notwendig wäre.

Das Rätselhafte bleibt für mich, gestatten Sie mir die Beobachtung, daß kein großer Kampf uns vorm Tod bewahrt, daß es vielmehr oft ein kleiner, winziger Entschluß ist, der das Rad anhält und den pomphaften Aufbau eines Schauspiels hindert. Gibt man das zu – wahrscheinlich ist jener kleine Entschluß ja schon in tausend Entscheidungen vorgebildet – gibt man zu, daß der Entschluß oft winzig scheint, so komme ich zu der Folgerung, daß unser Wille wirklich den Weg zu ändern und ein Steuer umzuwerfen vermag.“ Der Erzählende seufzte: „Und daß dann, wie zum Ausgleich oft geringe Dinge, eine kleine Lässigkeit unserer Folgegeister zerstört, was mit viel Aufwand zu unserem Schutz aufgerichtet war. Daß also ein anderer Wille über den um uns kämpfenden, zerstörenden und schirmenden kleinen Dingen steht.“

Der kleine Doktor Soest lächelte müde und sorgenvoll. „Der eines Tages unser Leben reiß findet oder unser müde ist und uns heimruft oder sterben heißt – einerlei, wie wir uns entschließen, meine Herren!“

Wir schwiegen, jeder wartete auf ein Wort des anderen. Aber wir lächelten dem jungen Arzt zu, und wir sahen, daß ihm unser Lächeln wohlthat.

## Gibt es nationale Technik?

Wenn man die Frage stellt, ob die Technik nationale Züge aufweisen kann, so muß man zunächst Klarheit darüber gewinnen, was wir unter Technik verstehen. Die moderne Maschinentechnik ist ja deutlich etwas grundsätzlich anderes als die Technik der älteren Zeit, weil sie über die Kraftmaschine und automatische Maschinen verfügt. Aber was ist Technik schlechthin? Was ist der alten und der neuen Technik gemeinsam? Das Wort Technik kommt vom griechischen „τεχνη“, das heißt Methode oder Verfahren, und Technik bedeutet die Summe der zur Erreichung praktischer oder auch geistiger Zwecke angewendeten Methoden, Verfahren und Hilfsmittel. Es gibt also eine Technik des Schmiedens wie eine solche des Denkens. Technik findet sich so mit in allen und jeden Dingen, die der Mensch seit je betrieben hat. Der Mensch ist von Anfang an ein technisches Wesen, und man kann ihn im Gegensatz zum Tier als ein Lebewesen kennzeichnen, das sich der Überlegung bedient, um technische Verfahren zu entwickeln, die über die ihm angeborenen körperlichen Hilfsmittel hinausweisen.

Es ist klar, daß die Technik eine Unmenge von nationalen Zügen wie von selbst auf die natürlichste Weise annehmen muß, solange der Mensch in landschaftlich und völkisch stark gebundenen Zusammenhängen lebt. Das Land, die Landschaft ist ein ebenso wichtiger Bestandteil des nationalen Wesens wie die im Menschen selbst liegende Wesenskraft. Nicht umsonst spricht man von Vaterlandsliebe. Mit all seiner Strahlung und Witterung, mit Klima, Boden, Pflanzen strömt ein Land unaufhörlich in unsere Organe und Sinne ein. Der Lehm der mesopotamischen Steppe, der Ägypten umfangende Sand der Wüste, die deutsche Ackerkrume, das melancholische Moor Schottlands, das Gebirge Tibets, sie alle setzen ganz bestimmte Lebensbedingungen, sie strömen in Leib, Wesen und Schicksal ihrer Bevölkerungen über und zwingen sie, ganz bestimmte Methoden und damit eine eigenartige Technik für das Bestehen ihres Lebenskampfes zu entwickeln. Der Mensch bleibt ja durch seine tägliche Arbeit mit der Heimat verbunden. Das eine Land zwingt zur Auseinandersetzung mit Baumstämmen, Felsen, Steinen, Strömen, Erzen; ein anderes zur Hegung von Gartenpflanzen, Kräutern, Federvieh, Ziegen. Je nach den Gesteinen, Höhen und Tiefen, Seen und Stromwindungen, Gauen oder weiten Ebenen wird jahraus, jahrein, Jahrhundert um Jahrhundert der Mensch nach bestimmten Gewohnheiten der Bewegung, nach Berührungen, Berufen, Stimmungen, Schicksalen hin gezüchtet. Ernährung, Kleidung, Hausbau, Schmuck, das alles gewinnt seinen landschaftlichen Zauber. Ägypten baut aus Lehm, Lehmziegeln, Syenit und Porphyr. In Skandinavien tritt aus einer seelischen Grundhaltung des Germanen, aber ebenso aus dem Einfluß des Landes das Bedürfnis nach Wärme und Traulichkeit hervor. Die Häuser sind hier zumeist aus Holz, aus Stämmen, Latten, Brettern, Platten von Baumrinde für das Dach, die sich schuppenartig überdecken, worauf eine Torfschicht gelegt wird. Nichts von dem fände man in Ägypten, wie umgekehrt der in Ägypten verwendete gestampfte Lehm in Skandinavien nicht trocknen würde. In Deutschland tritt ein seltsames Verhältnis zwischen Holz und Stein im Häuserbau in Erscheinung, zumal im Fachwerk. In den romanischen Ländern wiederum herrscht der erwünschten Kühle wegen der Stein, und selbst die Hirtenhütte ist aus Steinen aufeinandergehäuft,



während die skandinavische Hirtenhütte aus Fichtenstämmen gefügt ist. In den Steppen oder Wüsten beherbergt uns das Zelt oder die Jurte aus den Fellen und der Wolle der weithin weidenden Herden. In Bambus, Stroh, Bast, Erde, Blättern formt sich die Kultur der Tropen, deren Sonne durch schwankende Laubschatten hindurch in die leichten Zimmer aus Bambus hineinblendet. Der Eskimo errichtet seine Hütte aus dem, was die Arktis bietet, aus Stein, Erde und Moos, seinen Notbau, den Igloo, aus Schnee und Eis. Freilich mengt sich im Lauf der Geschichte das Fremde gewaltig hinzu. So etwa dämmert Ägyptisches in dem Glanz der griechischen Tempelformen; Französisches leuchtet unter den Wundern deutscher Gotik; Lateinisches in den Bürgerhäusern alter deutscher Städte; Chinesisches duftet unter dem zierlichen Holz und dem Lack Japans. Aber ungeheuer bleibt trotz allem die Umarmung der Landschaft, ihr ewiger Griff um den Menschen, bleibt ihr Einfluß auf die Verfahren, die Methoden, die Technik, womit der Mensch seine Wirtschaft, seine Dörfer und Städte, seine ganze Landschaft und Kultur gestaltet. Nichts ist gewisser: bestimmte Landräume rufen in den Menschen bestimmte völkische Eigenschaften und damit eine sehr eigentümlich gefärbte Technik hervor. Darum füllt sich das Haus, der Tempel immer wieder mit dem Geist der Landschaft, mit ihren Stoffen und Farben, der Wolle ihrer Schafe, dem von Frauenhänden geknüpften Teppich, den bunten Möbeln des bayrischen Bauern. Seit den Etruskern bis heute gibt es etwas „Italienisches“, das allen Italien bewohnenden Völkern gewisse Lebensäußerungen vorschreibt, die eben auch in der landschaftlich und völkisch gebundenen Technik deutlich zutage treten.

\*                      \*

Für Form, Sinn und Zusammenhang der technischen Lebensäußerungen ist aber nicht nur die Landschaft, sondern auch das Wesen des inneren Menschen von Bedeutung. Nur freilich ist es sehr viel schwieriger, die Technik mit der Seele, der Rasse und dem Wesen des Menschen in Verbindung zu bringen. Die Landschaft liegt anschaulich vor uns, das Wesen des Menschen nicht. Trotzdem spielt dies innere Wesen eine außerordentliche Rolle. Angenommen, Deutschland würde von Mongolen besiedelt werden, so müßte sich das Bild der deutschen Landschaft völlig verändern. Denn die andere Rasse würde bestimmt ein anderes Verhältnis zur Umwelt fordern als die Deutschen. Sie würde den Stein anders behauen, andere Pflüge verwenden, die Felder anders einteilen, andere Haus- und Wohnformen ausbilden. Natürlich würde die Landschaft wegen des von ihr dargebotenen Materials, wegen der Einflüsse des Klimas und der Nahrung auch in einem mongolisierten Mitteleuropa Anklänge an Deutschland aufweisen. Aber es würden nur Anklänge bleiben, denn die seelischen Kräfte schreiben genau so gut Gesetze vor wie die Landschaft. Bei alledem müssen wir bedenken, daß die Grenze zwischen den äußeren und den inneren die Technik bestimmenden Kräften oft sehr schwer zu ziehen ist. Wir Deutsche sind ja nicht nur aus einem inneren Wesen heraus Deutsche, sondern auch deswegen, weil wir in einem bestimmten Lande wohnen. Diese Einwirkungen des Landes sind allmählich zu einem seelischen Besitz geworden und wirken nunmehr als vom Menschen herkommende innere Kräfte.

\*                      \*

Wir haben bisher nur die Technik der Vormaaschinenzeit ins Auge gefaßt. Dabei folgten wir einem neuerdings aufgekommenen Gebrauch, alle Werkstätigkeit und alle vom Menschen entwickelten praktischen Methoden aller Zeiten ganz allgemein als Technik zu bezeichnen, obwohl man die Verfahren und Werkstätigkeiten der älteren

Zeit nicht mit dem Namen Technik belegen sollte, da unsere Vorfahren Wissenschaft und Technik in unserem Sinne nicht besaßen. Ihre „Technik“ war ihnen selbstverständlich, sie gerieten zu ihr nicht in ein problematisches Verhältnis und besaßen keinen Namen für sie. Wenn wir heute das Wort Technik aussprechen, so sehen wir zunächst Maschinen, Apparate, Industrien, mathematisch durchgerechnete Konstruktionen, künstliche Stoffe, chemische Laboratorien und derartiges mehr vor uns, und dies Bild entspricht dem lebendigen Sprachgebrauch unserer Tage. In der Tat hat sich ja das Wort Technik in diesem von uns gebrauchten Sinne erst zwischen den Jahren 1860–1870 eingebürgert, weil durch die zunehmende Entwicklung der Kraft- und Arbeitsmaschinen und der damit zusammenhängenden Industrien und Verkehrsmittel das Bedürfnis entstanden war, für diesen eigentümlichen neuen Bereich des Schaffens und Arbeitens einen Namen zu besitzen. Das alte Wort Gewerbe genügte nicht mehr. Warum nun gerade das Wort Technik in Aufnahme kam, habe ich noch nicht feststellen können. Das Wort Technik drückte, wie gesagt, früher nur so viel aus wie Verfahren oder Methode, man sprach von einer Technik des Gesanges und des Malens. Die frühere menschliche Werttätigkeit empfand man als natürlich aus dem Wesen des Menschen hervorgegangen, und man besaß keinen Gesamtnamen für die Summe seiner gewerblichen oder handwerklichen Tätigkeit. Erst wir haben unseren modernen Begriff „Technik“ auch in die Vergangenheit zurückprojiziert und sprechen jetzt von einer Technik des Mittelalters und des Altertums.



Die moderne Technik fühlt bei weitem nicht mehr wie die frühere Arbeit des Menschen das Gesetz der Landschaft, und sie nimmt nicht mehr im gleichen Maße ihre Farbe an. Darum sind unsere früheren Betrachtungen über Landschaft und Technik auf die moderne Technik höchstens nur noch in sehr abgewandelter, vergeistigter und indirekter Weise anwendbar. Man kann natürlich den Standort gewisser Industrien, das Vorkommen von Rohstoffen, verkehrsgeographische und großklimatische Angelegenheiten in den Kreis der landschaftlich-technischen Betrachtung mit einbeziehen. Man spürt aber sofort, daß hierbei die alten nationalen Beziehungen unmittelbar lebendiger Art nicht mehr vorhanden sind. Dem menschlichen Geist ist es mit Hilfe der Wissenschaft und der Maschinenteknik gelungen, den stärksten kulturellen Umbruch aller Zeiten herbeizuführen. Er hat die von ihm bedingte Werttätigkeit in hohem Maße aus der landschaftlichen Gebundenheit herausgelöst und sie mit den Funktionen des konstruierenden Geistes, mit der Berechnung, der Weltwirtschaft, den Verkehrslinien verknüpft. Dies alles vermag ja in hohem Grade auch ohne die nationale Landschaft auszukommen, die immer mehr die Eigenschaft eines bloßen Standortes annimmt. Die Technik hat im großen und ganzen also ihre schicksalsmäßige Berührung mit dem nächsten Klima, dem nächsten Werkstoff, der umgebenden Tier- und Pflanzenwelt verloren, und das Netz der wirtschaftlichen Beziehungen ist ganz anders geknotet als früher. Mehr und mehr greifen die Zusammenhänge der Technik und der mit ihr verbundenen Wirtschaft über die alten raumzeitlichen Bindungen hinaus. Vom Schreibtisch, vom Konstruktionsbüro aus lassen sich ohne jede Berührung mit der Landschaft Wirkungen erzielen, die aber gleichwohl in überaus heftiger Weise auf die Landschaft einwirken. Die Technik verfügt über Kräfte, welche die Landschaft überwältigen, während früher die Gewalten der Landschaft das Zepter schwangen.

Die Hervorrufung und Regelung der menschlichen Werttätigkeit und Technik hat sich immer mehr in einen geistigen Raum hineingeschoben. Natürlich waren auch die Äußerungen der alten Technik und Kultur geistbedingt. Sie bewegten sich aber nicht



in einem derart abgelösten geistigen Raum, wie er die ganze Erde heute umgibt, und sie sind nicht zu vergleichen mit den eigentümlichen Schöpfungen der modernen Technik, die an irgendeinem Punkt der Welt Tatsache werden, um dann in kürzester Zeit mit aller Wucht in Werttätigkeit, Wirtschaft, sozialen Aufbau und Landschaft ganz anderswo siedelnder Völker einzudringen. Ein berühmtes Beispiel ist die Entphosphorisierung des Eisens durch das sogenannte Thomasverfahren, die Erfindung eines Engländers, welche aber die Deutschen instand setzten, gegen das Eisenhüttenwesen der Engländer eine mächtige Konkurrenz zu entfalten.

Dieser merkwürdige geistige Raum, in welchem sich die Überwältigung der landschaftlichen Bedingungen durch die Technik vollzieht, erfährt eine weitere Stütze durch die allmählich hinzugewachsenen Hilfsmittel der Technik, durch die aufs Höchste vervollkommeneten Verkehrs- und Nachrichtenmittel. Die Verbindung dieses der Landschaft entrückten geistigen Arbeitens mit den mechanischen Hilfsmitteln und den Organisationen der neuen Zeit hat ohne Zweifel den heute so viel gerügten Internationalismus unserer Zeit hervorgerufen, und alles, was wir heute Kultur- und Weltkrise nennen, hängt hiermit auf das engste zusammen.

Man könnte dem entgegenhalten, daß sich, wenn auch auf vergeistigter Ebene, landschaftliche Bedingungen auch im neuen technischen Zeitalter geltend machen. Die Erfindung der Dampfmaschine hat zweifellos Beziehungen mit den schottischen Steinkohlengruben; die gewaltigen Industrien im Rheinland und Westfalen, Oberschlesien, an den großen Wasserfällen, in den Waldgebieten und so weiter sind auch landschaftlich bedingt. Das alles mag zugegeben werden, wenn wir nicht vergessen, daß hierbei Landschaftsqualitäten ganz anderer Art mitsprechen als die, welche wir früher als national empfanden. Diese von den Rohstoffen oder Wasserkraften einer bestimmten Landschaft hervorgerufenen Gebilde sind auch immer von der Konjunktur, von dem Geist der Technik und der Weltwirtschaft abhängig. Außerdem aber gibt es eine Reihe bedeutsamer Erfindungen, bei denen man wirklich keinerlei landschaftliche oder heimatliche Abhängigkeit feststellen kann. Das mir vertraute Beispiel des Dieselmotors zeigt folgendes: ein Deutscher arbeitet in Paris, Berlin und Augsburg an der Erfindung einer Kraftmaschine, rein auf Grund innerer Antriebe, geistiger und praktischer Ziele. Er ist fern von jeder spendenden Landschaft, auf welche diese Erfindung einmal so großen Einfluß gewinnen soll. Der geistige Stammbaum der Maschine aber weist zurück auf drei Länder: auf Deutschland, wo Otto den Viertaktmotor erfunden und Zeuner seine Wärmetheorie ausgebaut hatte, auf den in Frankreich formulierten Carnotschen Kreisprozeß, auf die Briten James Watt und Lord Kelvin.

\* \* \*

Nach allem könnte man zu der Schlussfolgerung gelangen, daß zwar die landschaftlichen Bedingungen zurückgetreten sind, daß aber gerade darum das geistige nationale Wesen und also der innere nationale Mensch eine größere Aufgabe zugewiesen bekommt als jemals vorher. Diese Frage kann man in gewisser Hinsicht ohne weiteres bejahen, wobei aber wiederum auf die großen Schwierigkeiten hingewiesen sei, das innere nationale Wesen eines Menschen mit einer technischen Leistung in Zusammenhang zu bringen. Es ist mir bei meinen Studien gelungen, eine Reihe solcher Beziehungen tatsächlich entdecken und beschreiben zu können. Auf der anderen Seite aber reißen oft genug alle Beziehungen ab. Sehr viele Erfindungen sind ungefähr zur gleichen Zeit von den Angehörigen mehrerer Nationen gemacht worden. Amerikanische Ingenieure, die heute das Deutsche Museum besuchen, sind überrascht, an zahllosen Maschinen und Apparaten europäische Erfindernamen zu finden, die ihnen selbst

von Jugend auf als amerikanische Erfindungen vertraut sind. Das Gebiet der Beziehungen zwischen Technik und nationalem Menschen ist unsicher, wogegen auch nicht der chauvinistische Dünkel aller Völker spricht, der sich so gern auf dies Gebiet begibt. Es steht außer Zweifel, daß man höchst reizvolle Verknüpfungen zwischen einzelnen Erfindungen und nationalem Wesen eines Menschen finden wird; daß man den Charakter und den Aufbau der Werkstätten, das Aussehen der Maschine und so fort als eigentümlich national empfinden kann. Ich erinnere daran, daß Automobile, Schiffe, Lokomotiven zweifellos manche nationalen Besonderheiten aufweisen und daß die strenge Sachlichkeit der technischen Arbeit den besonderen nationalen Arbeitsgeist keineswegs unfruchtbar macht. Ich habe einmal japanische mit englischen Maschinenzeichnungen verglichen, und es war auffallend, welch japanisches Gepräge diese doch durchaus berechneten und mit dem Lineal hergestellten Zeichnungen trugen. Schließlich bietet ein Land mit seinem gesamten Inhalt an Industrie, Wissenschaft, Geist, Technik zweifellos einen Anblick dar, der als Ganzes für einen eigentümlichen nationalen Zustand zeugt.

Ein großer, die gesamte moderne Technik angehender, auf Völker und Rassen deutender Zusammenhang besteht aber ganz gewiß. Es ist kein Zufall, daß die technischen und wissenschaftlichen Leistungen in dem einen Land viel zahlreicher sind als in dem andern, daß Deutschland, Großbritannien und Amerika, also eher die nordisch-germanischen Nationen, an der Spitze marschieren. Hierin drückt sich zweifellos nicht nur eine besondere rassisch-völkische Wesenheit, sondern auch die Wirkung des Klimas und eine geschichtliche Lage aus. Weiter ist sehr interessant, daß auch Skandinavien, hier vor allem Schweden, Nordfrankreich, Österreich, die Schweiz und Norditalien der großen Heimat der modernen Technik zuzurechnen sind. Die moderne Wissenschaft und Technik ist vorwiegend west-, nord- und mitteleuropäischen Ursprungs. Denn auch die Vereinigten Staaten sind ja vorwiegend aus einer west-, nord- und mitteleuropäischen Bevölkerung hervorgegangen. Der schöpferische Anteil Süditaliens, Spaniens, Portugals, ja sogar Rußlands ist bis heute recht gering geblieben.

\*                      \*

Wir fassen zusammen: zwischen Technik und Nation bestehen zweifellos Beziehungen. Die äußeren landschaftlichen Beziehungen betreffen vor allem das Bild der alten Kultur, während das Kennzeichen der modernen Technik ist, die Landschaft in diesem alten Sinn in den Hintergrund gedrängt zu haben. Beziehungen zwischen Geist und Wesen des nationalen Menschen und der Technik sind zwar überall feststellbar; aber hier durchkreuzen sich die Anteile der verschiedenen Nationen auf so erhebliche Weise, daß man gut daran tut, diese Dinge vorsichtig und sachlich zu untersuchen und zu begutachten. Jedenfalls soll man sich mit einzelnen Wahrnehmungen nicht auf das schlüpfrige Pflaster einer billigen Propaganda begeben, die allzu leicht Lügen gestraft würde. Sicher festzustellen ist ein besonderer west-, nord- und mitteleuropäischer Anteil bei der Erschaffung von Technik und Wissenschaft im heutigen Sinne.



# Polnische Bedrohung der evangelischen Freiheit

## An den Protestantismus der ganzen Welt

Ein „Gesetzentwurf über das Verhältnis des Staates zur evangelisch-lutherischen Kirche in Polen“ hat in der evangelischen Kirche Polens die größte Erregung hervorgerufen. Das ist begreiflich, denn wenn dieser Entwurf Gesetz würde, so wäre die evangelische Kirche in Polen in einer Weise vom Staat kontrolliert, entrechtet und gefesselt, wie es bisher in zweitausend Jahren christlicher Geschichte noch nie erhört worden ist. Die alte russische Kirchenverfassung des Despoten Nikolaus I. ist, an dem jetzigen polnischen Gesetzentwurf gemessen, ein geradezu freiheitliches Dokument.

Die Tendenz des Gesetzentwurfs läßt sich in einem Satz zusammenfassen: völlige Abhängigkeit der gesamten Geistlichkeit vom Staat, dauernde Kontrolle und völlige Rechtlosigkeit gegenüber den staatlichen Behörden. Typisch ist, wie die geistliche Leitung der projektierten evangelisch-augsburgischen Kirche zustandekommen soll. Der Präsident der Synode — der zugleich als Präsident des Konsistoriums vorgesehen ist — soll „gewählt“ werden aus der Mitte von Personen, „über die das Konsistorium sich vorher beim Minister für Kultus und Unterricht versichert hat, daß gegen ihre Wahl keine Bedenken staatspolitischer Natur vorhanden sind.“ Wohl bemerkt das Konsistorium kann also keinen Mann auch nur zur Wahl stellen, der nicht vorher die Zustimmung des Kultusministers gefunden hat. Was das bedeutet, ist klar. Ist dieser Regierungskandidat nun gewählt, dann bedarf er, um sein Amt als Präses des Konsistoriums anzutreten, erst noch der Bestätigung durch den Staatspräsidenten. — Und nach dieser „Wahl“-Methode soll die ganze geistliche Leitung gewählt werden: der stellvertretende Vorsitzende, die Konsistorialräte, die Beamten der Konsistorialkanzlei, auch jeder einzelne Pfarrer; über ihn entscheidet der Wojawode.

Zusammengefaßt: die Kirchenleitung und die kirchlichen Gemeinden sind völlig rechtlos bei der Wahl der ganzen Geistlichkeit. Die staatlichen Behörden können die Berufung eines Geistlichen, vom Präsidenten der Synode bis zum Diakon, kontrollieren, es liegt in ihrem völlig freien Ermessen, Vorschläge gutzuheißen oder abzulehnen. Nur wer die Kontrolle der Behörden passiert hat, kann ein geistliches Amt bekommen. Damit aber ist die Kontrolle noch nicht zu Ende und das geistliche Amt keineswegs gesichert. Denn jeder evangelische Geistliche, vom höchsten bis zum geringsten, kann jederzeit vom Staat einfach seines Amtes enthoben werden aus „politischen Gründen“. Im Artikel 18 des Gesetzentwurfs heißt es:

„Sollten die Staatsbehörden die Tätigkeit eines Geistlichen oder eines Mitgliedes irgendeines leitenden Organs der evangelisch-augsburgischen Kirche in der Republik Polen als für den Staat schädlich erachten, dann macht der Kultus- und Unterrichtsminister von solchen Vorwürfen dem Vorsitzenden des Konsistoriums Mitteilung, damit das Konsistorium entsprechende Anordnungen erlasse. Wenn es im Laufe von einundzwanzig Tagen zu keinem Einvernehmen zwischen dem Kultus- und Unterrichtsministerium und dem Präsidenten des Konsistoriums kommt, beruft das Konsistorium die betreffenden Personen im Laufe von sieben Tagen von ihrem Amt ab. Nach Ablauf dieser Frist kann der Kultus- und Unterrichtsminister das von dieser Person innegehabte Amt für vakant erklären.“

Es ist notwendig, diesen Artikel im Wortlaut zu bringen, um die ganze Tragweite zu erkennen. In dürren Worten ausgedrückt besagt der Artikel, daß der Kultusminister jeden Geistlichen, dessen Tätigkeit von den staatlichen Behörden als „für den Staat schädlich“ erachtet wird, einfach absetzen kann. Es ist geradezu ein Hohn, daß die Absetzung nominell durch das Konsistorium erfolgen soll. Dieser Paragraph ist eine Ungeheuerlichkeit, denn der verdächtige und angeklagte Geistliche hat keinerlei Recht auf Verteidigung und Rechtfertigung. Es gibt keine Berufungsinstanz. Nirgends ist definiert, was als „für den Staat schädlich“ gilt. Das ist völlig in das Ermessen des Kultusministers gestellt. Das heißt praktisch: wenn irgendein Wojewode, ein Starost oder irgendwelche Polizeibeamte die Tätigkeit eines Geistlichen als „verdächtig“ ansehen, dann kann das zu seiner Amtsenthebung führen. Denn der Minister kann nur auf Grund der Berichte dieser untergeordneten Organe sein Urteil fällen. Verleumdungen, Verdächtigungen, Klatsch und Tratsch wäre damit Tür und Tor geöffnet, und der Geistliche wäre völlig wehr- und rechtlos, jeder Heze ausgeliefert. Es liegt auf der Hand, von welcher Gefahr die evangelisch-deutsche Geistlichkeit in Polen damit bedroht würde.

Die Ungeheuerlichkeit dieses Artikels 18 ergibt sich auch aus einer Parallele mit dem alten Kirchengesetz Nikolaus' I. Da hieß es im § 76: „Ein Geistlicher kann nicht anders seines Standes beraubt und seines Amtes enthoben werden, als auf Grund eines formellen Gerichtsurteils oder auf Grund eines besonderen allerhöchsten Befehls.“ In allen Kulturländern ist der Geistlichkeit selbstverständlich wie jedem Staatsbürger das Recht auf normales Gericht und auf Verteidigung gegeben. In vielen Ländern über diese normalen Rechte hinaus noch ein besonderer Schutz. Im übrigen sichert das Konkordat, das Polen mit dem Heiligen Stuhl geschlossen hat, den katholischen Geistlichen einen außerordentlich weitgehenden Schutz. Da heißt es im Artikel 20: „Im Falle die Behörde der Republik Vorwürfe erheben sollte gegen die Tätigkeit eines Geistlichen als im Gegensatz stehend zur Sicherheit des Staates, so wird der zuständige Minister die erwähnten Vorwürfe dem Ordinarius vorlegen, welcher im Einvernehmen mit dem Minister im Laufe von drei Monaten entsprechende Anordnungen treffen wird. Im Falle einer Meinungsverschiedenheit zwischen dem Ordinarius und dem Minister beauftragt der Heilige Stuhl mit der Lösung der Angelegenheit zwei von ihm gewählte Geistliche, welche im Einvernehmen mit den zwei Delegierten des Präsidenten der Republik die endgültige Entscheidung treffen.“ Der Unterschied zwischen diesem Artikel des Konkordats und dem Artikel 18 des Gesekentwurfs für die evangelisch-augsburgische Kirche ist in die Augen springend. In dem Konkordatsartikel wird als strafbar eine Tätigkeit bezeichnet, die als im Gegensatz zur „Sicherheit“ des Staates angesehen wird. Das ist eine präzise Formulierung des Deliktes, das einer willkürlichen Auslegung keinen Raum läßt. Bei der Formulierung „für den Staat schädlich“ ist dagegen jeder Willkür und Verdächtigung der Weg freigemacht. Nach dem Konkordat kann der Minister nicht einfach die Entlassung des katholischen Geistlichen verfügen; da ist eine genaue Untersuchung vorgesehen, nicht durch den Staat allein, sondern durch je zwei Vertreter des Papstes und des Staatspräsidenten. Eine Verdammung ohne die Möglichkeit einer genauen Nachprüfung, Untersuchung und Verteidigung ist nicht möglich.

Es ist verständlich, daß viele protestantische Kreise in Polen, deutsche wie polnische — die polnischen leider nur sehr zaghaft — gerade gegen diesen Artikel 18 des Gesekentwurfs heftig protestieren. Eine der angesehensten polnischen evangelischen Zeitschriften, der „Zwiastun Ewangeliczný“, hat den Mut, zu erklären daß der Entwurf aus kirchlichen Gründen abzulehnen sei. Die Zeitschrift hält es im besonderen für unmöglich, daß erstens bei der Pfarrerwahl die vorherige Zustimmung des Wojewoden eingeholt werden muß, daß zweitens der Kultusminister ohne Angabe von



Gründen und ohne die Möglichkeit der Verteidigung jeden Pfarrer im Laufe von drei Wochen seines Amtes entheben kann, und drittens, daß die Regierung die Aufsicht über das Kirchenvermögen bis ins Einzelne vornimmt. Die Zeitschrift faßt zum Schluß zusammen: Ein Verhältnis, das durch Mißtrauen und Verdächtigungen gekennzeichnet werde, sei sowohl des Staates wie der Kirche unwürdig und könne für beide Teile nicht von Vorteil sein.

Man muß sich natürlich fragen, welchen Zielen eine solche Knebelung und Entrechtung der evangelischen Kirchen in Polen dienen soll. In erster Linie der Polonisierung. Die evangelischen Kirchen in Polen sind lutherischen, deutschen Ursprungs. In der Reformationszeit schloß sich der polnische Adel mehr der Lehre Zwinglis und Calvins an, kehrte jedoch in der Zeit der Gegenreformation zum katholischen Bekenntnis zurück. Das Bürgertum, soweit es sich der neuen Lehre zuwandte, bekannte sich zum Luthertum; ein großer Teil der geistigen Führer waren Schüler Luthers in Wittenberg gewesen. Diese lutherischen Gemeinden in Osteuropa behaupteten sich durch die Jahrhunderte in ihrem Bestand und in der Lehre. Der Nationalismus der neuen Randstaaten will nun, mehr oder minder offen, die evangelischen Kirchen nationalisieren. Typisch dafür ist ein Vorgang in Warschau. Dort wurde die alte deutsche Altarbibel in der evangelischen Kirche durch eine polnische Bibel ersetzt; damit soll der Rest der deutschen Tradition vernichtet werden.

Mit dieser Vernichtung der deutschen Tradition und Polonisierung aber begann die Zersetzung in der polnischen evangelischen Gemeinde. Denn Polonisierung heißt zugleich Katholisierung. Und der Zersetzung in diesem Sinn, der Katholisierung, soll ohne Frage der Gesetzentwurf Vorschub leisten. Wobei betont werden muß, daß der Vizeminister für Kultus und Unterricht ein katholischer Geistlicher ist! Ohne seine Zustimmung kann der Gesetzentwurf, der in so einschneidender Weise die evangelische Kirche gegenüber dem Konkordat entrechtet, nicht zustandegekommen sein.

Die schwersten Gefahren müßte der Gesetzentwurf, wenn er durchgeführt würde, für die deutschen evangelischen Gemeinden heraufbeschwören. Die deutschen Geistlichen sind in erster Linie von dem Artikel 18 bedroht. Allein die Tatsache, daß sie Deutsche sind, deutsch predigen und unterrichten, würde den polnischen Nationalisten genügen, ihre Tätigkeit als für den Staat „schädlich“ zu erklären; und abgesetzte deutsche Pfarrer würden nur durch „national zuverlässige“ ersetzt werden. Die Frage ist berechtigt, ob auf diesem Wege die evangelische Kirche zu dem Versuch mißbraucht werden soll, die evangelischen Deutschen in Polen zu polonisieren? Wir wissen, daß der gleiche Versuch in Ostoberschlesien gemacht wird, wo der polnische katholische Klerus die katholischen Deutschen ihrem Volkstum zu entfremden sucht.

Was der polnische Staat gegen die evangelische Kirche in Polen plant, das geht nicht nur diese an, das ist eine Angelegenheit der ganzen protestantischen Welt. Es geht um mehr als um Rechte der Kirche gegenüber dem Staat. Hier soll das Fundament des Protestantismus, die Freiheit eines Christenmenschen, ausgehöhlt und zerstört werden. Eine Entwicklung in dieser Richtung wäre ein Rückfall in die Zeit des Grundsatzes „cuius regio, eius religio“, als jeder Herrscher seinen Untertanen sein Bekenntnis aufzwingen durfte. Es erübrigt sich, über die Folgen für die abendländische Kultur und die Zukunft Europas zu reden. Eine solche Entwicklung wäre Selbstmord.

# Literarische Rundschau

## Bismarck und die Vereinigten Staaten

Aus bisher unerschlossenen oder nur gelegentlich verwerteten Quellen und mit ganz neuen Gesichtspunkten erhalten wir durch das Buch *Deutschland und die Vereinigten Staaten von Amerika im Zeitalter Bismarcks* von Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode (Berlin 1933, W. de Gruyter & Co.) eine höchst bedeutungsvolle Ergänzung aller über das Zeitalter Bismarcks vorliegenden Darstellungen: bei der ungeheuren, fast unübersehbaren Fülle älterer und jüngerer Veröffentlichungen eine sachlich glänzende Leistung, die aus dem europäischen Machtstreife in weltweite und doch innerlich aufs engste an das eigenste Werk der deutschen Einigung gebundene Zusammenhänge hinausführt. Neben den Berliner Archiven bot die eingehende Benutzung des recht ansehnlichen amerikanischen Schrifttums der Vereinigten Staaten, ergänzt durch Briefe und Handschriften des Staatsdepartements und der Staatsbibliothek in Washington, die Möglichkeit, Begründung und Ausbau des Reiches im Spiegel der deutsch-amerikanischen und der angelsächsischen Zeitgenossen zu verfolgen.

Vor allem der erste Abschnitt bis zur Begründung des Kaisertums 1870/71 bringt eine stattliche Reihe von Einzelnachweisen und Urteilen, die unser Wissen über die Weltlage und über die Abhängigkeit der nationalen Bewegung von außereuropäischen Vorgängen, insbesondere über die Schlüsselstellung, die Großbritannien in der Zeit der Erhebung von 1848 und der deutschen Einigungskriege zwischen Amerika und dem Deutschen Bunde einnahm, sehr erheblich erweitert und umgestaltet. Wir sehen, wie die gespannten Beziehungen zu Washington das Londoner Kabinett 1864 und 1870 geradezu zur Neutralität zwangen, wie auf der anderen Seite das Mexikanische Abenteuer Frankreich weit stärker, als die übliche Auffassung wahr haben wollte, in den entscheidendsten Jahren (1866!) lähmte. Auch der zweite Abschnitt, der den gleichmäßigen Vormarsch der Vereinigten Staaten und des Reiches zur Weltmacht in ständigen Vergleich setzt, zerstört viele Vorstellungen von der angeblichen Deutschfreundlichkeit, von der Bewunderung deutscher Kultur und Sprache in amerikanischen Kreisen und stellt dem propagandistischen Verlagen der Reichsregierung (auch Bismarcks!) die bewusste,

äußerst geschickte und zähe Werbung des amtlichen Frankreich gegenüber (Freiheitsstatue vor New York!). Die Frage einer Förderung deutscher Auswanderung sowie die Stellung des Kanzlers zur Erwerbung von Kolonien und die eng damit verflochtenen Beziehungen zu England treten in überraschend tiefe Beleuchtung. Höchst aufschlußreich ist ein Bericht des Berliner Gesandten Rassin aus dem Jahr 1885, den der umfangreiche Dokumentenanhang im Wortlaut wiedergibt. Der Streit um Samoa, der sich jahrelang hinzog, wird sehr ausführlich behandelt, da sich in ihm zuerst eine gemeinsame, im Weltkriege bewährte angelsächsisch-französische Front bildete.

In dem Ernst der Darstellung sowie im Reichtum, in Gründlichkeit und Vielfältigkeit der Vorarbeiten ist das Buch ein ganz großer Erfolg. Nicht nur für die Beurteilung Bismarcks und seines Wertes, auch für die weltpolitischen Voraussetzungen des großen Krieges und seines Ausgangs besitzen wir in ihm ein neues, unentbehrliches Rüstzeug. P. Wenzke.

## Die Propyläen=Weltgeschichte

Dieses groß geplante und groß durchgeführte Werk hat nun mit Erscheinen des 10. Bandes und des Registerbandes für alle 10 Bände seinen Abschluß gefunden. Dem Registerband ist ein Literaturnachweis vorangestellt. Der 10. Band ist, wie alle anderen 9, von dem ursprünglichen Herausgeber, dem Professor Walter Goetz, eingeleitet. Er hat auch den Abschnitt „Die geistige Entwicklung um die Jahrhundertwende“ geschrieben. Ihm folgt Kurt Wiedenfeld mit „Die Weltmarkt-Wirtschaft“, Erich Brandenburg „Die Jahrzehnte vor dem Weltkrieg“, Graf Montgelas „Militärische und politische Geschichte des Weltkrieges“ und „Europa nach dem Weltkrieg“ wiederum von Erich Brandenburg. Ein Schlusswort schrieb der Herausgeber. In der musterhaften Ausstattung ist dieses Werk vorbildlich. Der Herausgeber hat sich den großen Kräften des nationalen Umbruchs in feiner Weise verschlossen. Auch ihn bewegt der Gedanke der Erneuerung der Nation aus ihren inneren Kräften heraus, und so kann dieses Werk den Platz, auf den es Anspruch erheben wollte, ausfüllen. Man wird vor der Leistung des Herausgebers und seiner hoch-qualifizierten Mitarbeiter, auch wenn man die ganz großen Zusammenhänge in vielem anders sieht als er selber, Achtung haben müssen. D. R.



# Politische Rundschau

Die Weihnachtsreise des englischen Außenministers nach Paris und Rom brachte eine kleine Überraschung, nicht aus Paris. Die gemeinfame Linie der englisch-französischen Außenpolitik ist als gegeben hinzunehmen, Unterschiede bilden nur kleine Abstufungen, wobei der englische Standpunkt jetzt vielleicht noch mehr überwiegt. Die Überraschung kam diesmal aus Rom, wo ein Communiqué verfaßt wurde, das für die früher zum Ausdruck gebrachte römische Auffassung einen Rückmarsch zur gemeinfamen Linie der alten Entente bedeutete. Auch die Völkerbundsreform wurde zurückgestellt; wir hatten nicht angenommen, daß sie mit großer Geschwindigkeit vor sich gehen würde, England hat aber das Tempo so stark abgeschwächt, wie es scheint, daß wir mit einem Erfolg der französisch-klein-ententistischen Kräfte zu rechnen haben werden. Das sind Augenblicksbilder, Einzelszenen aus der großen Handlung, die doch da ist, und das ist wohl das Entscheidende. Auch langsame Bewegung ist eben Bewegung, und auf die kommt es an, soll das Chaos in Europa wieder einmal in friedliche Ordnung gebracht werden. Wir sind allerdings davon noch weit entfernt. Die schriftlich niedergelegte und der Reichsregierung zur Kenntnis gebrachte Auffassung Frankreichs über die Möglichkeiten der Abrüstung ist noch so weit von der unsrigen entfernt — wenn man die Veröffentlichungen in Frankreich als dem tatsächlichen Inhalt entsprechend ansehen muß — daß es sehr schwer sein wird, vorwärts zu kommen. Und doch wird man vorwärts eilen müssen, wobei diesmal der Accelerator durch Frankreich zu betätigen ist. Denn Europa ist schon in so starker Unruhe, daß es bald wieder in ruhige Bahnen kommen muß, soll nicht eine Spannung eintreten, die leicht unworhergesehene Ereignisse auslösen könnte. Das Deutsche Reich hat abgerufen, die andern nicht. Dies muß immer wieder mit aller Klarheit betont werden. Die andern haben durch die Nichtabrüstung den Versailler Vertrag verletzt, der sie zur Abrüstung ebenso zwingt, wie er Deutschland zwang. Unsere Position ist deswegen sehr einfach und klar. Das Reich hat von seinen früheren Gegnern die Herstellung des Zustandes zu erwarten, der durch Versailles dem Sinn und Wortlaut nach geschaffen worden ist. In Genf tagt wieder einmal das führende Komitee der Abrüstungskonferenz; wir sind gespannt, mit welcher Resolution man versuchen wird, über

den toten Punkt hinwegzukommen. Viel Gutes erwarten wir allerdings nicht.

Die letzte Ratstagung hat das Mandat der gegenwärtigen Saargebietverwaltung verlängert. Kenner des Genfer Milieus wundern sich darüber nicht. Die Pressetaktik Frankreichs und Englands deutet an, daß wir mit einer leichten Entwirrung des künstlich vernebelten Problems nicht zu rechnen haben werden. Die dem Reich zustehende Rückgabe der durch den Vertrag von Versailles widerrechtlich vorübergehend vom Reich getrennten Grenzgebiete an der Saar ist ein eindeutiger Rechtsanspruch, denn die Bevölkerung ist, war und wird immer rein deutsch bleiben. Wir halten den Ausdruck „Saargebiet“ für irreführend und schlagen vor, daß er nicht mehr gebraucht wird. Man sollte nur von den „widerrechtlich der Reichshoheit entzogenen Grenzgebieten“ sprechen. Schon einmal ist das Deutschtum in eine taktisch ungünstige Lage gebracht worden, als man von einem territorialen Begriff „Oberschlesien“ ausging. Die Fremdvölker, die in Genf über unsere Volksgenossen an der Westgrenze mitzureden haben, werden, wie es bei Oberschlesien der Fall war, kaum wissen, wo das sogenannte Saargebiet überhaupt liegt. Spricht man von einem „Gebiet“, so kommt eine ganz falsche Vorstellung auf. Bisher war das weniger interessant und die Bezeichnung belanglos, weil die entscheidenden Verhandlungen noch in weiter Ferne standen. Jetzt, wo es ernst wird, sollten wir schleunigst eine Vokabel fallen lassen, die aus dem Vertrag von Versailles übernommen worden ist. Vor dem Kriege gab es kein Saargebiet, es gab als Sammelbegriff nur das Saarrevier als Kohlenrevier, das ist ein erheblicher Unterschied. Sprechen wir selbst von einem „Gebiet“, dann erwecken wir nach außen hin den Eindruck, als sei hier ein Landkomplex, der als besondere Einheit bei Preußen bzw. dem Reich gestanden hätte. Noch eine Bemerkung zu der nahenden Vorbereitung der Abstimmung: unsere Brüder im bedrohten Grenzland im Westen gehen einer Leidenszeit entgegen. Die Beschlüsse des Rates in Genf lassen die Absicht erkennen, eine militärische Okkupation zur Sicherung der Abstimmung durchzuführen. Wir kennen diese internationalen Seligmacher aus Oberschlesien zur Genüge; wir wissen, welche Aufgaben sie haben. Es scheint uns an der Zeit zu sein, überall im Ausland zu erklären, daß es keiner fremden

Befähigung bedarf, um für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Nehmt die Kommunisten und Separatisten, die aus leicht erkennbaren Quellen finanziert werden, in Beobachtung, und es wird von allen anderen Deutschen der Grenzkreise keinem Deutschen oder Ausländer ein Haar gekrümmt werden!

Die große Aktivität Frankreichs am Ende des vergangenen Jahres hatte neben einer deutlich gewordenen Verstärkung seines Standpunktes wohl den Zweck, am Balkan die Position gegen Italien auszubauen. Frankreich hat einen Balkanpakt geschaffen, dem außer den Südslawen die Griechen und Rumänen beigetreten sind. Bulgarien unter Verzicht auf seine berechtigten vollstlichen Ansprüche in diesen frankophilen Bund zu bringen, scheint trotz eines Monarchenbesuches nicht gelungen zu sein. Frankreich hat in Duca einen treuen Freund verloren; er fiel einem Attentat zum Opfer. Rumänien befindet sich schon lange in starker innerer Gärung, es ist ein typisches Beispiel für den Unfrieden, den Versailles den Völkern brachte. Während in Rumänien eine kleine Schicht des Volkes in auffallendem Reichtum lebt, ist der größte Teil vollkommen verarmt. Überfättigung an Kriegsmaterial-Investitionen, Übersteigerung der Schuldenlast des Landes infolge seiner unnötigen Rüstungen haben den Wohlstand dieses Siegerstaates vernichtet. Rumänien hat in den Friedensverträgen einen riesigen Landzuwachs mit den fruchtbarsten Gebieten Europas erhalten. Schuldenfrei trat es die Erbschaft an, die kleine Belastung, die es zu tragen hatte, fällt nicht ins Gewicht. Heute ist es verarmt und von inneren Krisen durchzuckt. Je länger das Glück der Pariser Vororte dem Lande beschieden sein wird, desto mehr wird es zugrunde gehen. Wirtschaft und Politik sind zwei getrennte Dinge, das rumänische Volk wird wohl auch eines Tages erkennen, was ihm seine Politiker eingebracht haben. Der Balkanpakt wird die Krise der Balkanländer nicht befeitigen, er ist unnatürlich.

Wie die Finanzinteressen Frankreichs mit Politik verbunden werden, zeigt der neueste große Finanzskandal in Paris, der das ganze Land in Aufregung hält. Das parlamentarische System hat dort einen schweren Stoß erhalten, wir sehen uns vor Zersetzungserscheinungen, die nicht mit einer Handbewegung abzutun sind. Bisher verstand es die Kammeraderie der Herren aus Kammer und Senat mit kleinen Dossiers über gegenseitige Skandalchen immer wieder einen für die breite Öffentlichkeit undurchdringlichen Schleier zu breiten; hätte man auf einer Seite einmal zu laut von Skandalen

gesprochen, so wäre der gute Rahmen des Parlaments für eigene Geschäfte gestört worden. Diesmal wurde es aber doch ernst, man hat es versäumt, rechtzeitig, noch bevor das Volk zu viel hörte, die Schalldämpfer einzusetzen. Wir beobachten seit längerer Zeit in Frankreich Bestrebungen, die auf eine Ausschaltung des Parlamentarismus abzielen, die Folge des neuesten Skandals wird sein, daß sie erheblich an Bedeutung gewinnen.

Merkwürdig sind die Ausstrahlungen, die das französische Regierungssystem auch auf seine Bundesgenossen hatte. Die Prager Parlamente sitzen voll von Korruption und zahlreichen Skandalgeschichten, die bisher nur wenige Eingeweichte kannten. Wir nehmen an, daß auch dort bald einmal eine Rakete hochsteigen wird, die den ganzen Sumpf grell beleuchtet, in dem der Parlamentarismus tschechischer Prägung in getreuer Nachahmung seines Vorbildes arbeitet.

Schließlich sei in diesem Zusammenhang die sonderbare Finanzierung der Kohlenbahn Oberschleisien-Ödingen erwähnt. Es verlautet, daß die französischen Zusagen über Bereitstellung der enormen Beträge zur Finanzierung dieses überflüssigen Unternehmens nicht gehalten worden sind. Man braucht sein Geld jetzt im eigenen Lande, denn die französischen Finanzinstitute, die sonst so gern große Investitionen aus politischen Gründen mitmachten, werden erst einmal die Verluste abschreiben müssen, die ihnen Stavisky mit seinen Freunden aus den Parlamenten eingebracht hat.

Eine Tagung der Kleinen Entente in Agram versuchte einen festeren Wirtschaftsband zwischen den Mitgliedsstaaten ins Leben zu rufen. Mit einer Telephon- und Telegraphengemeinschaft soll auf dem Gebiet der Post, später auf eisenbahnwirtschaftlichem Gebiet und schließlich durch Zollvereinbarungen eine Art Zollverein entstehen. Wir vermuten, daß eine große Zahl tschechischer Beamter auf diese Weise gut versorgt werden soll. Wer wird eines Tages die Interbilanz dieser unnatürlichen Gründungen bezahlen?

In all den Ländern, die sich um Venedig gruppieren, gehen leider ebenso wie in Polen die Deutschenverfolgungen rücksichtslos weiter. Hand in Hand damit geht der systematische Propagandafeldzug gegen das Reich. Belgien fehlt in dieser eblen Gemeinschaft nicht, es verwertet die Greuelnachrichten, die ihm aus dunklen Quellen geliefert werden. Die Verblendung der Drahtzieher in den beteiligten Staaten scheint so weit gediehen zu sein, daß sie gar nicht mehr merken, wie sie in die geistige Abhängigkeit der Komintern geraten. Vielleicht gerade



deswegen will man die Aufnahme der Beziehungen zu den Sowjets beschließen, die jetzt salonfähig werden dürfen, weil sie zu den Gegnern des Reiches gerechnet werden.

Im fernen Osten wächst die Spannung von Tag zu Tag. Die Stellung der Sowjetunion, die sich in Europa dem Feindesring um Deutschland angeschlossen hat, hat sich dort verschlechtert. Die Ausrufung des Staates Mandschukuo zum Kaiserreich bedeutet die Konsolidierung der neuen Macht an der Ostgrenze. Sie wird zu einer starken Stellung durch Japan ausgebaut wer-

den. Wir begrüßen es, daß dadurch die Ausbreitung des Bolschewismus in Innerasien aufgehalten wird. Andererseits ist die Schaffung einer kontinentalen Mongolenmacht nicht unbedenklich, weil sie sehr bald nach Ausdehnung drängen wird. Wir glauben nicht, daß die Sowjets mächtig genug sein werden, diesen Expansionsbestrebungen, die gleichsam im Nomadentum der Mongolen gegründet sind, Einhalt zu gebieten. Freilich sind das Fragen, die uns erst in fernerer Zukunft beschäftigen werden, aber sie sind heute schon gestellt. Reinoldus.

## Vor dem Schnellrichter

### Die wahren Größenordnungen

muß man kennen, um richtig urteilen zu können. Statistit allein tut es natürlich nicht, aber ihre Kenntnis gehört zu den notwendigen Voraussetzungen. Ein paar Zahlen aus der Religionsstatistik zeigen das. Es sind Zahlen, hinter denen weltgeschichtliche Entwicklung sichtbar wird.

Über 1,8 Milliarden Menschen leben auf diesem Planeten. Davon sind rund zwei Fünftel christlich getauft. Von diesen christlich Getauften gehört etwa die Hälfte, etwas weniger als ein Fünftel der Menschheit, der römisch-katholischen Kirche an, rund 350 000 Millionen Menschen. Katholische Statistiken schätzen die Zahl der Katholiken auf nur etwas mehr als ein Sechstel der Menschheit. Die katholische Religion ist also nicht nur die stärkste unter den christlichen Bekenntnissen, sie steht überhaupt an erster Stelle aller Religionen. Wir lassen die anderen Religionen der Größe nach folgen. Zur Lehre des Konfuzius bekennen sich 300 Millionen, das sind mehr als 16 Prozent der Menschheit. Die Mohammedaner sind auf 233 Millionen geschätzt — fast 14 Prozent. Es folgen die Hindus mit 12 Prozent, die Anhänger Buddhas mit 199 Millionen, 10,8 Prozent. Die Protestanten in der Welt zählen nur 164 Millionen, gleich nicht ganz 9 Prozent der Menschheit. Zur orthodoxen christlichen Kirche bekennen sich 131 Millionen, etwas über 7 Prozent. Die nächsten sind „Heiden“: 122 Millionen (= 6,5 Prozent) und Religionslose: 76,5 Millionen (= 4 Prozent) — Juden gibt es 15,7 Millionen auf der Welt (= nicht ganz 1 Prozent).

Interessant sind die Verhältniszahlen für Europa: 42 Prozent Katholiken, 25 Prozent Orthodoxe 24 Prozent Protestanten (2,2 Prozent Religionslose, 2,5 Prozent Juden). In den Kirchen, daneben, dagegen eine wahre Brut-

stätte von Sekten, die „Stachel im Fleische“; das Zeichen tiefer religiöser Gärung und Unruhe. Sollten die Unionsbestrebungen Roms, die orthodoxen Kirchen für die katholische Kirche zurückzugewinnen, zum Ziele führen — man kann mit dieser Möglichkeit rechnen — dann ständen in Europa über 67 Prozent Katholiken 24 Prozent Protestanten gegenüber, ein Verhältnis 3:1. — Im übrigen stehen die Katholiken nicht nur in Europa an erster Stelle, auch in den Vereinigten Staaten, mit 53 Prozent.

Noch ein paar Zahlen über das katholische Missionswesen, die den Laien in Erstaunen setzen. Afrika hat 221 Diözesen mit 3243 Missions- und 237 eingeborenen Priestern, 26 678 Missionsstationen. — Britisch Indien zählt 54 Diözesen, 3970 Missionspriester, 5823 Missionsstationen, dazu 2000 eingeborene Priester. (Von den 350 Millionen sind 3,5 Millionen katholisch.) — In China gibt es 2,5 Millionen katholische Chinesen, 117 Diözesen, 3798 Missions- und 1563 eingeborene Priester. In den letzten fünf Jahren sind 30 Diözesen errichtet worden! — Japan und Korea haben 17 Diözesen, 400 Priester und 1067 Missionsstationen. — In den malaiischen Staaten gibt es 11 Diözesen mit 270 Missionspriestern, in Ozeanien 19 Diözesen mit 400 Priestern; von rund 2 Millionen sind 350 000 katholisch.

### „Vlaanderen — Jong-Dietschland“

— unter diesem Namen haben sich die beiden führenden flämischen Zeitschriften „Vlaanderen“ und „Jong-Dietschland“ vereinigt: ein Tatbestand, der anzeigt, wie sehr man im Lager des kämpfenden flämischen Volkstums die frühere Zersplitterung der Kräfte zu überwinden bemüht ist. Was in der Dinaso-Bewegung des Joris van Severen politisch-organisatorisch gestaltet wird,

die Zusammenfassung des Vlamentums unter großniederländischer Zielsetzung, kann der geistigen Unterbauung nicht entbehren. Die Vereinigung der genannten Zeitschriften verstärkt daher von der grundsätzlichen Seite her die Einwirkungsmöglichkeiten auf die praktische Politik, während gleichzeitig die geistige Schicht, die sich um „Jong-Dietichland“ sammelte, mehr als bisher den realpolitischen Notwendigkeiten nähergebracht werden kann.

Die Gesamtentwicklung innerhalb der belgischen Staatsgrenzen beschleunigt die Auseinandersetzung zwischen belgischer Vergangenheit und vlämischer Zukunft. Aber zweifellos wird der belgische Staat seinerseits alle Kräfte daran setzen, der „vlämischen Rebellion“ Herr zu werden, zumal das österreichische Beispiel, diktatorisch gegen das Volk zu regieren, in der belgischen Demokratie des Westens aufmerksam verfolgt wird, und gewisse Nachahmungsversuche naheliegen. Das wieder bedingt, daß auf vlämischer Seite der „innere Kampf“ nach Möglichkeit ausgeschaltet wird, muß man doch hier noch immer nach zwei Seiten kämpfen: gegen den belgischen Staat und den vlämischen Belgizismus. Noch befindet man sich im Aufmarsch. Doch erweist das Programm der neuen Zeitschrift „Vlaanderen — Jong-Dietichland“, daß sich die geistige Jugend des um sein volkstümliches Lebensrecht kämpfender Vlaanderen bewußt ist, um was es geht, und daß das letzte Ziel nur durch letzte Einheit zu erreichen ist.

## Als Kurt Graebe,

preußischer Offizier und Feldartillerist, anno 1914 ins Feld rückte, gab es weder einen polnischen Staat noch einen Korridor. Als der Oberstleutnant a. D. nach dem Kriege ins Bromberger Land zurückkehrte, stellte ihn das Schicksal vor eine völlig neue Aufgabe: der Frontsoldat des Weltkrieges wurde zum Kämpfer für deutsches Volkstum und Volksrecht. Und die Selbstverständlichkeit, mit der er die neue Aufgabe angriff und durchführte, kennzeichnete zugleich sein Wesen, in dem sich preußische Pflichterfüllung und Tapferkeit mit ursprünglichster Heimatverbundenheit verbanden. Durch Generationen mit der Ostmark verwurzelt, widerlegt dieser Sohn eines Rittergutsbesitzers aus dem Gnesener Kreis schon durch sich selbst die polnische Propagandabehauptung, das Deutschtum in den abgetrennten preußischen Teilgebieten sei nicht bodenständig.

In der Not erstehen die brauchbaren Männer — und gewiß war keiner an seinem Plaze so notwendig und unentbehrlich als Kurt

Graebe, der mit seltener Energie und Zähigkeit die schwer beratene Position des Korridordeutschtums hielt und nach der Abtrennung unermüdlich für die Selbstbehauptung seiner Volksgenossen wirkte. Und wenn dieses Deutschtum sich, trotz der schweren Schläge, die ihm durch gewaltsame Verdrängung zugefügt wurden, existenzfähig blieb, so ist das nicht zuletzt das Verdienst eines Mannes, der sich am allerwenigsten durch gegen seine Person gerichtete Bedrohung beirren ließ. Als Staatsbürger des polnischen Staates tat er seine Pflicht ebenso gewissenhaft wie als deutscher Mensch, und mit unerschütterlichen Nerven ertrug er die vielfachen Verfolgungen, die ihm als Volkstumsführer im neuen Polen nicht erspart blieben, gehörte doch der sogenannte Graebe-Prozeß gleichsam zum eisernen Bestand des polnischen „Rechtslebens“.

Im polnischen Sejm, dem er seit 1922 angehört, vor dem Völkerbunde, im Verband der deutschen Volksgruppen, dessen Präsident und Beauftragter er ist, beim Europäischen Nationalitätenkongreß und interparlamentarischen Zusammenkünften vertrat der Oberstleutnant Graebe die ihm anvertrauten Volksgenossen mit der gleichen nüchternen Ruhe, die ihm in allen Lebenslagen eigen ist und stärker wirkt als schwungvolle Rede und Ideologie. So wurde er zu einem der markantesten Vertreter des Auslandsdeutschtums. Und nur eins erscheint an dieser in sich geschlossenen ostdeutschen Persönlichkeit unglaublich: daß er am 9. Februar das sechzigste Lebensjahr erreicht. Denn der Kämpfer Graebe gehört zu den jüngsten seiner Art — und weil sich in ihm das Wort Möller von den Brüdern „Jugend ist keine Angelegenheit der Jahre, sondern der Einstellung“ beispielhaft verkörpert, würde er auch als Siebzigjähriger im Rechtskampf deutsches Volkstums so unentbehrlich sein wie er es 1919 war und 1934 ist.

## Ein Kongreß asiatischer Studenten,

die an europäischen Hochschulen studieren, tagte Ende Dezember in Rom, auf Einladung Mussolinis, über eine faschistische Studentenorganisation. Mussolini sprach betont von dem Standort der Stadt aus, als sie das Zentrum eines Weltreiches war, das asiatisch-byzantinischen Charakter hatte. Das Schwerkgewicht der Entwicklung scheint sich nunmehr zurückzuverlagern, nach der asiatischen Welt hin. Mussolini sieht offenbar für Rom eine neue große Zeit kommen.

Auch der Papst empfing die Teilnehmer des Kongresses und machte dabei bedeutsame Ausführungen. Er erklärte feierlich, Rom sei das



religiöse Zentrum der Welt. Seit den Zeiten der Apostel und Cäsaren sei Rom der Mittelpunkt der christlichen Kulturen gewesen und habe gemäß dem Weltmissionsauftrage Christi durch die ganzen Jahrhunderte hindurch vielfältig nach Asien hinüber gewirkt. Man könne mit Recht sagen, Christus sei Römer, in dem Sinne verstanden, daß Rom, das katholische Rom, die Ausbreitung des Glaubens in der Welt übernommen habe.

Das ist, nach vielen Jahrhunderten wieder offen ausgesprochen, die Anmeldung des

Totalitätsanspruches der römisch-katholischen Kirche, wie er unter anderem in der Lehre des Augustinus über den „Gottesstaat“ begründet ist. Die Zwei-Schwerter-Theorie, die Theorie von der geistlichen und weltlichen Macht, die gemeinsam die Welt regieren sollen — das ganze Mittelalter stand unter dem Zeichen dieser These — scheint hier in der Idee wieder aufgegriffen. Mit dem realen Ziel, Rom zum politischen und religiösen Zentrum der Welt zu machen. Das muß Anlaß geben, die Weltentwicklung von diesem Blickpunkt aus zu überprüfen.

## Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Edgar J. Jung, München — Geheimrat Prof. Dr. Maximilian Claar, Neapel — Prof. Dr. Alfred Stern, Zürich — Norbert Jaques, Adelinenhof — Dr. Paul Ortwig Rave, Potsdam — Julius Meier-Graefe, St. Cyr sur Mer — Dr. Hans Friedrich Blund, Hamburg — Peter Weber, Berlin.

## Im 60. Jahrgang

veröffentlichen wir an dieser Stelle regelmäßig Zusammenstellungen von

Beiträgen unserer Autoren aus früheren Jahrgängen der »Deutschen Rundschau«:

### Edgar J. Jung

Reichsreform (November 1928) — Der Volksrechtsgedanke und die Rechtsvorstellungen von Versailles (Oktober 1929) — Frauen von heute (Januar 1930) — Volkserhaltung (März 1930) — Die Wirtschaft in der Zeitenwende (Juli 1930) — Die Bedeutung des Faschismus für Europa (Juni 1931) — Aufstand der Rechten (November 1931) — Revolutionäre Außenpolitik (Februar 1932) — Neubelebung von Weimar (Juni 1932) — Das eigenständige Volk (August 1932) — Revolutionäre Staatsführung (Oktober 1932) — Deutsche Unzulänglichkeiten (November 1932) — Verlustbilanz der Rechten (Januar 1933) — Einsatz der Nation (März 1933) — Die christliche Revolution (September 1933)

### Karl Heinrich Waggener

Martha (März 1928) — Die Entfesselten (Juli 1928) — Die Pelzkiefelchen. Erzählung (Dezember 1928) — Landstreicher. Erzählung (März 1930) — Ein Mann namens Adam. Erzählung (Juli 1932).

### Harold Steinacker

Nationale und universale Einstellungen in der heutigen Geschichtswissenschaft (März 1929) — Vom Sinn einer gesamtdeutschen Geschichtsauffassung (März 1931) — Einsatz der Nation (März 1933)

Preis jedes Heftes RM. 1.—, dazu das Porto von 15 Pfg. für das Einzelheft

**VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU G.M.B.H., BERLIN SW 68**

# Eine behagliche Weltreise!

Sie werden nicht mit Hunderten von Mitreisenden von einem Ort zum andern verfrachtet und brauchen sich nicht mit Pässen und verpaßten Anschlüssen herumzuzürgern. Ohne Hast, in der Stille Ihrer Behausung, erleben Sie die Wunder fremder Erdteile. Ihre Führer sind weltgerieste Gelehrte, deren Darstellungsvermögen Sie von Anbeginn in Fesseln schlägt. Was diese Männer sahen, was sie erlebten und welche Erkenntnisse sie gewannen, das haben sie in spannender Form niedergelegt in dem neuen, prachtvoll ausgestatteten Meisterwerke deutscher Gelehrtenarbeit und deutschen Fleißes, dem „Handbuch der geographischen Wissenschaft“. Dazu vermitteln Ihnen **4000** erlesene Bilder und Karten. **300** naturnahe farbige Landschaftsgemälde ein erschöpfendes Bild aller Landschaften und interessanten Vorgänge auf unserer Erde.

**Ihre Ausgabe dafür beträgt monatlich nur RM 5.—.**

Verlangen Sie ausführliches Angebot und **unverbindliche Ansichtssendung 82c** von **Artibus et literis Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H., Berlin-Nowawes.**

## Maria Keller Schule

Soziale Frauenschule / Thale am Harz

Wohlfahrtsschule / Jugendleiterinnenseminar  
Kindergärtnerinnen- u. Hortnerinnenseminar  
Kinderpflege- und Haushaltgehilfennschule  
Allgemeine Frauenschule / Haushaltungs-  
schule / Hauswirtschaftliche Lehrgänge für  
Abiturientinnen.

Aufnahme für das Jugendleiterinnenseminar Oktober,  
für die anderen Kurse Ostern und Oktober. Die Schule  
ist Internat. — Auskunft durch die Leitung.

## Mathilde-Zimmer-Stiftung <sup>e. V.</sup>

(Vorkriegspreise)

1. **Heimfrauenschulen und Töchterheime** in Berlin-Nikolassee, Berlin-Zehlendorf, Dresden-Hellerau, Eisenach, Gernrode/H., Kassel, Weimar ★ Gesd. schöne Häuser ★ Wirtschaftl., prakt. u. wissenschaftl. Lebensschulung der Frau mit staatl. Berechtigung, lebendiges Gemeinschaftsleben, individ. Behandlung, gute Verpflegung ★ In den einz. Heimen Sonderfächer.
2. **Frauenoberschule Weimar.** Der Weg zur Vollreife für praktisch frauliche Begabungen (Obersekunda-Oberprima). Internat. Werkabitur.
3. **Für Abiturientinnen Halbjahrsurse** in Eisenach, Gernrode und Kassel.  
Nähere Auskunft durch die  
**M.-Z.-St., Berlin-Zehlendorf, Königstraße 19**

*In neuer Ausstattung erschien, mit Spannung erwartet:*

JO VAN AMMERS-  
KÜLLER

*Der Apfel  
und Eva*

DIE FRAUEN  
DER COORNVELTS  
III. TEIL

CARL SCHÜNEMANN VERLAG, BREMEN

In Leinen geb. RM 285

*Der dritte (Schluss-) Band*  
*der berühmten Romantrilogie*  
**„DIE FRAUEN DER COORNVELTS“**

*Das Buch ist in allen Buchhandlungen vorrätig*

VERLAG CARL SCHÜNEMANN / BREMEN



# Die ersten Urteile

über das neueste Werk von

## EUGEN DIESEL: „Wir und das Auto“

Denkmal einer Maschine. Mit 239 z. T. ganzseitigen Bildern in Kunstdruck. Format 24,5×30 cm. In Ganzleinen 7.80 RM.

### Berliner Börsen-Zeitung:

„Zur Schaffung dieses Werkes war keiner mehr berufen, als des großen Diesels Sohn, Diesels, dessen deutschen Namen jeder halbwegs gebildete Mensch in ganz Europa, in der ganzen Welt, so gut wie in Amerika auch in Australien, Afrika, Japan und China kennt, der das unauslöschliche Denkmal für den großen deutschen Erfinder bildet. Das Buch Eugen Diesels geht über den Rahmen des rein Fachlichen hinaus und schildert in Bildern die Geschichte des Autos bis auf unsere Tage so, daß jeder Volksgenosse aus ihm Anregung und Belehrung schöpft.“

### DDAC = Motormwelt (die dem Werk einen Artikel von 12 Seiten widmet):

„Es ist ein Denkmal, dieses Buch; aber es ist auch ein flammendes Bekenntnis zur Idee des Autos, zur Idee des Verkehrs. Es ist eines der schönsten Werke, die dem Freunde des Motors, des Autos, der Landstraße, das dem Menschen unserer Tage beschert werden konnte; ein Epos vom Automobil und ein hohes Lied auf den Siegeszug der technischen Idee dieses Jahrhunderts.“

### Deutsche Allgemeine Zeitung:

„Ein für Gesicht und Wesen der Gegenwart aufgeschlossener Geist hat dieses Buch herausgegeben, der mit Freude und Liebe bei der Sache war, und so wird es vom Arbeiter bis zum Generaldirektor, vom Techniker bis zum Kulturhistoriker und vor allem bei der Jugend viele Freunde finden.“

Zu beziehen durch jede Buchhandlung!

Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig



*Dr. F. K., Paul Fechter, Peter Bamm*

jede Woche in der

# **„Deutschen Zukunft“**

*Wochenzeitung für Politik, Wirtschaft und Kultur*

*Herausgeber: Dr. Fritz Klein*

Einzelnummer 20 Pfg., monatlich 85 Pfg. zuzügl. 9 Pfg. Bestellgeld,  
vierteljährlich RM. 2.50 zuzügl. 27 Pfg. Bestellgeld

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und jede Postanstalt

*Deutsche Zukunft Verlagsgesellschaft m.b.H.*

*Berlin W 62, Lützowplatz 11*

## **Die Prophetie der Zeitenwende**

bis weit in die Zukunft des Dritten Reiches hinein, das philosophisch-politische Manifest der Frontgeneration ist das Werk von

**EDGAR J. JUNG**

## **Die Herrschaft der Minderwertigen ihr Zerfall und ihre Ablösung durch ein Neues Reich**

Durch Jahre hindurch vom Liberalismus verfemt oder totgeschwiegen hat dieses Buch trotzdem den Weg zur jungen Generation gefunden und gehört heute zu den wenigen, grundlegenden Werken, die in keiner politischen Bücherei fehlen dürfen. Durch seine Aufnahme in die „Weiße Liste“ hat es nunmehr auch die verdiente offizielle Anerkennung erhalten.

3. Aufl. (11.-15. Tausend)  
in Rauhleinen RM. 7.60

**Verlag Deutsche Rundschau G. m. b. H. / Berlin SW 68**



„Man muß mindestens klarsehen, warum eine alte Welt zugrunde ging, wenn man eine neue verstehen will!“

HERMANN ULLMANN

# Durchbruch zur Nation

Geschichte des deutschen Volkes 1919–1933

Mit ausführlicher Zeittafel. Kart. 4.80, in Leinen 5.80

*Aus dem Inhalt:* Volk ohne Staat: Das Diktat; Brockdorff-Rantzau und Erzberger; Die Parteien; Ungekonnter Parlamentarismus; Moskau in Deutschland; Tributkonferenzen; Österreich; Innenpolitische Explosionen. 1923: Poincarés Krieg; Wehrlose Abwehr an der Ruhr; Die Welt schweigt; Reich und Preußen; Direktoriumspläne; Das Volk steht auf; Der 9. November. Neue Illusionen: Zwischen Inflation und Deflation; Parteiendämmerung; Locarno und Genf; Der erste und zweite Tributplan; Die Ostgrenzen; Deutsch-Tirol; Das Außendeutschtum. Durchbruch zur Wirklichkeit: Totentanz der Parteien; Hindenburg; Hitler erobert den Staat.

*Ministerialdirektor Dr. Buttman, Innenministerium:* Das Buch von Ullmann finde ich ganz ausgezeichnet. Es ist nicht in der schillernden Aufmachung gehalten, die jetzt zum Schaden einer gründlichen Durchdringung des Stoffes Mode geworden ist, sondern bemüht sich, den Dingen wirklich auf den Grund zu gehen. Das Buch wird seinen Weg zu allen finden, denen es um eine wirkliche Erfassung der Vorgänge der letzten 14 Jahre zu tun ist.

*Vom volksdeutschen Blickpunkt aus gesehen!* Die Kennzeichnung „umfassend“ rechtfertigt sich nicht nur aus der stofflichen Grundlage des Buches; sie findet noch eine tiefere Begründung darin, daß die Geschichte dieser deutschen Unglückszeit hier vom volksdeutschen Blickpunkt aus gesehen und dargestellt ist. Seine ganze Darstellung geht in dramatischer Steigerung auf die Eroberung des Reiches und die Neugestaltung des Volkes durch Adolf Hitler zu. Und so rechtfertigt diese lebensvoll gestaltete, überall zur Tiefe der Dinge vorstoßende Geschichte der deutschen Nachkriegszeit zugleich ihren tragenden Titel: „Durchbruch zur Nation“. Deutsche Tageszeitung

*Ein dankbares Nachschlagewerk,* das ein abgerundetes und vollständiges Bild gibt. Besonders wertvoll ist das sorgfältige und reichhaltig zusammengestellte Kalendarium der gesamten behandelten Zeit. Der Deutsche

EUGEN DIEDERICH'S VERLAG JENA



# DAS LEXIKON DER GEGENWART

In gänzlich neuer Bearbeitung erscheint:

## MEYERS KLEINES LEXIKON

3 Bände und 1 Atlasband

9. Auflage 1933/34

Rund 72 000 Stichwörter u. Artikel auf 4800 Lexikonspalten, über 4000 Abb. im Text und 270 z. T. mehrfarbige Bildtafeln und Karten. Außerdem im Atlasband 244 Haupt- u. Nebenkarten u. Register mit 72 000 Namen. Gr. = 8°.

Der neubearbeitete »Kleine Meyer« ist das einzige größere Lexikon, das die jüngste Entwicklung bis 1933 auf allen Gebieten von A bis Z darstellt. Die Neubearbeitung des Inhalts erstreckt sich auf alle Ereignisse der letzten Zeit, wobei die Neuordnung Deutschlands durch die nationalsozialistische Revolution ebenso wie die Veränderungen der übrigen Welt und die Fortschritte der einzelnen Wissenschaften in fachlicher lexikalischer Form nach den seit 100 Jahren bewährten Grundsätzen des Verlags dargestellt werden.

»Der Tag«, Berlin, schreibt:

»Dies Lexikon ist nicht nur ‚auf dem laufenden‘, wie die ausführliche Darstellung der auf allen Gebieten völlig gewandelten Verhältnisse Deutschlands und mancherlei Stichwörter wie Arbeitsfront, Deutsche Christen, Erbgesundheitslehre, zeigen, sondern legt auch in der Wertung z. B. unferes jüngeren Schrifttums die Maßstäbe neuen völkischen Denkens an.«

Der Preis beträgt für die Bände I-III in Ganzleinen  
je 10 RM.,

in Halbleder je 15 RM., für den Atlasband (dessen Abnahme freigestellt ist) in Ganzleinen 20 RM., in Halbleder 25 RM.

Bd. I, II u. Atlasband liegen vor, Bd. III erscheint im März 1934

Ausführlicher Prospekt durch jede Buchhandlung

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG